



Alexander von Humboldt

Graf Alexander Kennerling.

Ein Lebensbild

aus seinen Briefen und Tagebüchern

zusammengestellt

von seiner Tochter

Freifrau Helene von Taube von der Wfen.

Motto: Was immer das Andenken an die Todten
weckt, ist ein Mittel, sie herbeizurufen.

G. Th. Fehner.

Band II.



Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1902.

Inhalt des zweiten Bandes.

Einleitung	1— 4
14. Kapitel. Briefe aus den Jahren Okt. 1872 bis Juli 1873	4— 32
15. " " " " " Juli 1873—1875	33— 72
16. " " " " " 1875—1877	73—129
17. " " " " " 1877—1879	130—171
18. " " " " " 1879—1880	172—206
19. " " " " " 1880—1881	207—238
20. " " " " " 1881—1883	239—314
21. " " " " " 1883—1885	315—406
22. " " " " " 1885—1886	407—437
23. " " " " " 1886—1888	438—510
24. " " " " " 1888—1890	511—572
25. " " " " " 1890—Mai 1891	573—654
Anhang	655—657

14. Kapitel.

Einleitung.

Ende September schifften wir uns in Reval ein und gelangten nach einer sehr stürmischen Reise glücklich in Lübeck an. Den anderen Tag setzten wir unsere Reise bis Berlin fort, wo mein Bruder uns schon am Bahnhof empfing und wir einige Tage genussreich mit ihm verlebten. Meine Schwester lernte die Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten der Residenz zum ersten Mal kennen. Die Großfürstin Helene, die im Hotel Royal Wohnung genommen, weilte auf ihrer Durchreise nach Italien ebenfalls damals in Berlin, und mein Vater traf dort mit ihr zusammen, ohne zu ahnen, daß es ihm zum letzten Mal vergönnt sein sollte, seine hohe Gönnerin wiederzusehen. Seit der Gesichtskrose, die sie im vorigen Winter in Petersburg befallen, konnte sie nicht mehr zu Kräften kommen. Ihr Leibarzt, Professor Sichwald¹⁾, hoffte, daß die hohe Frau im Süden Genesung finden würde, und in der That schien es der Großfürstin in Florenz anfangs viel besser zu gehen. Auch dort, wie überall wo sie erschien, bildete sich ein Kreis bedeutender Menschen um die Fürstin, unter denen der Dichter Aleardo Aleardi und andere hervorragende Italiener sich befanden. Auch den König Victor Emanuel, den „re galant' uomo“, sah sie oft und lernte seine großen Eigenschaften, unter denen ein klarer Verstand und muthiger Patriotismus vorzugsweise hervortraten, aufrichtig schätzen. Allein diese scheinbare Besserung in ihrem Befinden war nur ein Aufklackern der letzten Lebens-

¹⁾ Ein hervorragend begabter und geistreicher Mann, gest. 1889.

kraft gewesen. Bald trat große Schwäche ein, es überkam sie eine unüberwindliche Sehnsucht nach der nordischen Heimath, und sie beschleunigte den Ausbruch, als verlangte es sie, zu Hause zu sterben.

Mittlerweile hatten wir uns im Oktober in Weimar niedergelassen, und meine Schwester, die in ihrer Landeinsamkeit stets mit so enthusiastischer Theilnahme den Kämpfen von 1870 und der Wiedererstehung des Deutschen Reichs gefolgt war, fühlte sich besonders beglückt, in Deutschland zu sein. Die Enttäuschung, die sie zuerst empfunden, als der ursprüngliche Plan meiner Eltern, Berlin zum Aufenthalt zu wählen, aufgegeben ward, überwand sie bald, da sie in Weimar reichliche Anregung für ihr musikalisches Talent fand. Mit Feuereifer widmete sie sich der Kunst und fand daneben Freude an dem geselligen Verkehr. Damals herrschte noch Leben am Weimarschen Hof und eine Geselligkeit, deren Mittelpunkt die jungen Prinzessinnen Marie und Elisabeth bildeten, beide durch Anmuth, Geist und Talente ausgezeichnet. Meine Schwester schloß sich leidenschaftlich an Prinzessin Elisabeth, mit welcher gemeinsame musikalische Interessen sie zusammengeführt hatten. Marie wurde ins Schloß eingeladen, um mit der Prinzessin vierhändig zu spielen. Concerte besuchte meine Schwester mit Vorliebe und lauschte der Musik mit einer Andacht, wie sie nur wenigen Auserwählten zu empfinden gegeben ist. Im Frühjahr kam Liszt nach Weimar, um seinen „Christus“ aufzuführen. Er war außerordentlich freundlich gegen das musikalisch begabte Mädchen, erläuterte ihr seinen „Christus“ und forderte sie mit meiner Mutter auf, seine musikalischen Matinéés, die jeden Sonntag in dem von ihm bewohnten Gartenhäuschen stattfanden, zu besuchen. Ueber Liszt ist so viel gesagt und geschrieben worden, meine Schwester charakterisirt ihn, als sie ihn einmal in einer Theaterprobe sah mit folgenden Worten: „Er sah so eigenthümlich aus im Halbdunkel; sein graues Haar flatterte um sein Haupt, er hob beide Arme und sprang auf den Füßen. Er sah halb wie ein Dämon und halb wie eine Sirene aus.“ —

Es ging damals in der That ein Glanz von Weimar aus, dank dem edlen Fürstenpaar, das alles Gute und Schöne förderte, weil es dafür wahrhaftes Verständniß hatte. Der Geist, die hohe Bildung der Großherzogin Sophie zog ausgezeichnete Menschen in ihren Kreis: in ihr fand sich außerdem ein praktischer Verstand mit großer

Herzengüte vereinigt, so daß es ihr gegeben war, ihre Unterthanen thatfächlich in jeder Weise zu fördern und zu beglücken. Der Großherzog Karl Alexander war von tiefster Pietät gegen die große Weimarsche Zeit beseelt, und während er es verstand, die große Vergangenheit in der Gegenwart geradezu lebendig zu machen, schritt er dennoch wie wenige mit der Jetztzeit fort. Ich habe selbst später aus dem Munde des achtzigjährigen ehrwürdigen Fürsten die Aeußerung gehört: „Ich bin Gott sehr dankbar, daß er mich die moderne Zeit mit ihren wunderbaren Erfindungen und großen Fortschritten auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit noch hat erleben lassen!“ — Ein Wort, wie man es aus dem Munde älterer Menschen, die, wie Heine singt, „klagen, wie alles besser gewesen zu ihrer Zeit“ selten zu hören bekommt.

Weimar war unter diesem edlen Fürstenpaar ein angenehmer Aufenthalt. Meine Schwester fühlte sich bald so heimisch auf deutschem Boden, daß sie mit der ganzen Ausschließlichkeit des jungen Gemüths, die zugleich seine Stärke und leider auch sein Mangel ist, sich an Weimar schloß, so daß eine Reise nach Italien, die mein Vater für den kommenden Herbst plante, ihr ohne Reiz erschien. In der Landeinsamkeit Raikülls hatte sie einst folgende Zeilen geschrieben, die als ein Beweis ihrer heißen Liebe zu Deutschland hier Platz finden mögen:

„O, wenn Du wüßtest, wie es mich nach Deutschland zieht, wie gern ich in Deinem Vaterlande immer leben würde, wie gern ich deutsch, ganz deutsch sein möchte. Abends flüstert mir der Wind, der durch die Bäume rauscht, oft ein germanisches Lied zu, es spricht vom Vaterland; dann bleibe ich sinnend stehen und Sehnsucht füllt die Brust. Wäre ich ein Schwan, ich flöge an den Rhein, da würde ich schwimmen im Silberglanz des Mondes. Wäre ich eine Nachtigall, ich würde unter deutschen Eichen mein Lied erschallen lassen.“ —

In Weimar trat bald eine Veränderung im Wesen meiner Schwester ein. Sie reiste rasch zur Jungfrau heran, und als im Spätherbst ein Freund aus Estland uns besuchte, konnte er in dem schlanken hochaufgeschossenen jungen Mädchen mit den feinen regelmäßigen Brüsten kaum das Kind erkennen, das ihm in der Erinnerung vorgefchwebt. Aber auch geistig reifte sie zu rasch, und bis-

weilen überfiel mich eine unbestimmte Angst, wenn ich von ihr Urtheile und Betrachtungen hörte, die mich zum Ausruf veranlaßten: „Aber Du redest, Kind, als ob Du viele Jahre älter als ich wärest!“ — Von unserem Vater hatte sie die gleichmäßige Heiterkeit, aber bei aller Fröhlichkeit war in ihr keine Spur von jugendlicher Ueberhebung. Ihre Frömmigkeit war ein aufrichtiges, sich im täglichen Leben bethätigendes Christenthum. Auf Bällen und Gesellschaften amüßte sie sich immer gut, weil sie auch dort mehr an andere als an sich dachte; oft widmete sie sich alten Damen, die vereinsamt in ihrer Ecke saßen, und mußte jedem Gespräch Interesse abzugewinnen; für die geringste Freundlichkeit war sie dankbar und brachte daher den Menschen ein Wohlwollen entgegen, daß sie warm erwiderten. Dabei war sie fest in ihren Anschauungen, nie farblos in ihren Ueberzeugungen und suchte auch im Kleinen Unrecht zu meiden. So verband sie den liebenswürdigsten Frohsinn bis zum Uebermuth mit dem tiefsten Lebensernst. Zuweilen ward mir bange; es schien mir unnatürlich, daß sie nicht wie andere junge Mädchen war, allein viel später erst habe ich die dunkle Ahnung verstanden, die mich damals überkam. Einmal, es war im Frühling, sahen wir zusammen Wagners Lannhäuser, der meine Schwester sehr ergriff. Wie Elisabeth in ihrem weißen Gewande, mit der Hand nach oben weisend, den steilen Pfad immer höher und höher hinansteigt, bis sie unseren Blicken für immer entschwindet, so wenden sich die früh verkärten Seelen bald von uns ab und lassen uns allein.

Wir sollten Marie nur noch eine kurze Spanne Zeit unter uns behalten.

362.

An Baron von Hertüll.

Weimar, 13. 25. Oktober 1872.

Theurer Freund!

So bin ich denn für sechs Monate in Weimar etabliert; meine Familie in einer genügenden Wohnung des ersten Stockes, ich selbst in einem darüber gelegenen Zimmer, das den Vortheil einer schönen Aussicht und die Ehre, auf demselben Niveau mit dem anstoßenden Schillerschen Arbeitslokal zu stehen, bietet. . . In Weimar kann

man alles sich verschaffen, aber etwas Zeit nimmt es. Ich habe für meine jüngste Tochter den vortrefflichsten musikalischen Unterricht erlangt, da der Director des hiesigen Conservatoriums, Herr Müllerhartung, ihn aus Interesse für die hervortretende Beanlagung selbst übernommen hat. . . . Die Gegend ist herrlich, das Wetter bisher vortrefflich; das Theater überraschend gut. — Menschen habe ich gestern zum ersten Male etwas gesehen, bei unserem Geschäftsträger, Graf Toll. Da lernte ich die verm. Baronin von Meyendorff geb. Gortschakoff kennen; außerdem lebt hier von Landsleuten nur der Baron Korff-Preefuln. Für Malerei geschieht hier recht viel, und in der Kunstschule sind stets interessante verkäufliche Bilder ausgestellt. Wenn der Hof hier ist, soll dort eine sehr angenehme Geselligkeit herrschen. Kurz, ich bin überrascht von allem, was dieser kleine Ort von bloß 15 000 Einwohnern bietet. Ich finde hier die beste Gelegenheit, meine kleine Arbeit über die Farne drucken zu lassen. Es ist recht unnütz, aber wie die Biene ihren Honig machen muß, so kann ich nicht ganz ohne wissenschaftliche Productivität gut leben; es ist ein Instinkt in mir. — Ich lese ein Buch, das ich Ihnen empfohlen haben will: „Der alte und der neue Glaube“ von David Strauß. Das Werk ist wieder ein Hammerschlag. Ueber die Unsterblichkeitslehre und über die Bedeutung des Traums für dieselbe, bin ich überrascht, eine ganz unkritische Ignoranz bei dem verehrungswürdigen Wahrheitsfreunde anzutreffen! — In Berlin habe ich wohl merkwürdige Thiere, aber keine Menschen gesehen, da ich die Reisenden (Großfürstin Helene, Fräulein von Rahden) doch nicht zu den Berlinern rechnen kann. — Bitte, schreiben Sie bald ein paar Worte: Weimar, Schillerstraße Nr. 7 ist meine Adresse. Leben Sie wohl, Ihr Freund

Kensferling.

363.

An Baron von Negküll.

Weimar, ^{31. Oktober}_{11. November} 1872. Schillerstraße 7.

Gestern, lieber Freund, habe ich dem gräßlich Tollschen Paar Ihre im Briefe vom 20. Oktober enthaltenen Grüße bestellt, und man erinnert sich sehr wohl Ihrer und wird sich freuen, Sie wieder-

zusehen. Bei Tolls finde ich zum Abend niemand! Der Hof scheint hier die einzige anständige Gesellschaft, und so lange er nicht eingezogen, ist es ganz still. Korff-Breefuln gab uns ein feines Diner. Die Baronin Meyendorff geb. Gortschakoff saß mir zur Rechten, und diese strebsame Anbeterin von Liszt zog mich in die oberen Regionen, während links die noch immer liebliche Gräfin Toll mit anmuthiger Lebendigkeit mich auf die erheiternden Blümlein im Thalgrunde aufmerksam machte. — Ich war in Leipzig und habe mich dort an dem Verkehr mit dem noch recht frischen und prallen Roscher erlabt. Der geistvollste Mann daselbst ist aber der Physiologe Ludwig. Nächstens will ich nach Jena, das an Kuno Fischer, der nach Heidelberg gezogen, seiner besten Zier vielleicht beraubt ist. Doch will ich den Geognosten Schmidt auffuchen, um die hiesige Geognosie kennen zu lernen. Zu Grisebach nach Göttingen will ich auch, sobald etwas mehr von meinem Farnwerk gedruckt sein wird. . . . Sie fragen mich nach „Wilhelm Wolffschild von Pantenius“. Mir machte es einen leidlichen, aber nicht gerade bedeutenden Eindruck, denn der Roman an sich ist doch recht gewöhnlicher Art und der Held ein aller Größe baarer ehrgeiziger Weichling. Die Großfürstin Helene aber war von der Localmalerei, die mir vielleicht zu wenig fern steht, um deren Originalität voll zu würdigen, ganz entzückt. Es verdient das Buch daher ohne Zweifel einige Aufmunterung, aber der Verfasser sollte noch viel und gründlich arbeiten. — Eben erhalte ich einen Brief von meinem Bruder aus Berlin, aus dem ich ersehe, daß man ernstlich sich mit dem Project einer Umbildung des Herrenhauses beschäftigt, also nicht bloß Pair-Schub, oder wie der Berliner sagt: „Schups“; angeblich, weil im Kampfe gegen die katholische Kirche und den damit befreundeten protestantischen Hochkirchenmännern alles recht einig zusammen stehen muß. Worin dieser Kampf bestehen soll, — da ich das in den romanischen Ländern längst bestehende Institut der Civilehe dazu kaum rechne, — kann ich noch nicht erfahren! Die Köpfe, die ich darüber angegangen, klingen so hohl, daß ich sie für leer halte. Die Mehrzahl sagt: „Wir müssen die Pfaffen verheirathen!“ Die wirklichen Nonnen werden dann wohl zu einer Scene wie in Robert le Diable dressirt werden müssen. Ein Tanzmeister ist dazu vielleicht geeigneter als ein Mitsifer des Unterrichts. . . .

364.

Au K. G. von Baer.

Remplin in Mecklenburg, 6. Dezember 1872.

Hochverehrter Freund und Meister!

Auf Einladung der Großfürstin Katharina bin ich auf einige Tage hierher gekommen und wünsche Ihnen wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben. Was die Zeitungen von Dorpat bringen, ist zum Theil beunruhigend, ich bringe auch Helmersens¹⁾ Enthebung von der Leitung des Berginstituts damit in Zusammenhang, vielleicht mit Unrecht.

. . . Auf dem Gebiete der geistigen Tagesinteressen ist das neue Buch von David Strauß „Der neue und der alte Glaube“ ein Ereigniß, wenn man nach der Verkäuflichkeit eines Buches seine Bedeutung mißt; — in wenig Wochen ist die dritte große Auflage nöthig geworden, und dem Verfasser sind die 18 Silbergroschen, die er von jedem Exemplar nach einer eigenthümlichen Abmachung mit seinem Verleger erhält, recht wohl bekommen. Neues ist in dem Buche an Erkenntniß kaum etwas geboten, — einige neue, epigrammatische Schlagworte sind bemerkenswerth. Aber der Muth, mit dem deduciert wird, daß man auf dem modernen Bildungsstandpunkt, nur aus Gedankenleerheit, oder aus Heuchelei sich Christ nennen könne, ist eine die Jugend ergreifende, das Alter aufstörende That. Die mechanischen Physiologen, wie Ludwig und Dubois, suchen die Gemeinschaft mit einem solchen Manne zunächst abzuschütteln!

Doch ich vergesse, daß ich aus der Ferne nicht wie sonst ihre Meinung vernehmen kann. Meine Frau denkt Ihrer oft mit angenehmster Rück Erinnerung. — Leben Sie wohl, Gott gebe Ihnen noch viele gute Tage!

¹⁾ An Prof. Strümpell hatte mein Vater Ende November geschrieben: „Der Photograph Schulz in Dorpat ist unter Gericht gegeben, weil er die „Livonia“ photographiert hat, darunter den General Helmersen mit der Farbenmütze. Dieser ist entlassen und an seiner Stelle Roktscharoff zum Director des Berginstituts ernannt“.

365.

An Professor L. Strümpell.

Weimar, 8. Dezember 1872.

. . . . Nach Berlin müßte man, meiner Ansicht nach, Kuno Fischer trotz seiner Jahre berufen; durch Zeller ist man eben ganz in den Mediocritäten, zu einer Zeit, wo philosophische Bewegung den Geistern in Deutschland Noth thut. Aus dem, freilich kritischen Studium der Metaphysik Kuno Fischers habe ich den bleibenden Gewinn gezogen zu erkennen, wie das Unbegrenzte in jeder Beziehung die Vorbedingung, nie aber die erst der begrenzten Vorstellung gegenüberstehende Negation (Feuerbachsche Vorstellung), oder die aus derselben zu Stande kommende Abstraction (Herbart'sche Ansicht) ist. Nicht das Abhängigkeitsgefühl allein (wie Schleiermacher es erst gelehrt), sondern auch der Trieb, über das Flüchtige unserer persönlichen Empfindungen hinaus zu kommen, liegt der Religion, wie mir scheint, zu Grunde. Die drei fruchtbaren Felder des Charlatanismus unter den Menschen sind Religion, Medicin und Pädagogik gewesen, weil sie auf die der Menschheit tief eingegrabenen, unabweislich zu stillenden Bedürfnisse sich beziehen. Wenn nun die wissenschaftliche Medicin einen großen Theil der Praktiken über Bord geworfen hat, so hat sie doch das Heilverfahren nicht aufgeben können. Wenn ich unter Aberglauben nur die Ueberzeugung, daß man durch übernatürliche Wege, mittelst religiöser oder anderer Prozeduren sinnliche Zwecke erreicht, verstehe, will ich zugeben, daß in jeder Religionsgemeinschaft abergläubige Menschen sich finden, aber nicht lauter solche Menschen! — Selbst Strauß wird etwas bange, gegenüber den Socialisten und den seiner Ansicht nach zu milde behandelten Räubern. Bin ich ganz versunken in der beschränkten Empfindung des eigenen Ich's, so geht leicht die Courage aus, und da hilft das Gebet, nicht zu einem Grenzbegriff, und nicht zu einer Person, sondern zu dem empfundenen Ewigen. Richtig scheint auch mir, daß man einen neuen Cultus, eine neue Form gemeinschaftlicher Andacht nicht construieren kann. Aber das Alte läßt sich reinigen. Es haben die menschheitlichen Culturvölker nicht ein jedes die Arbeit von vorn angefangen. So wenig die Deutschen einen Plato haben, so wenig haben sie für die Anregung religiöser Empfindung, was sie der Bibel

an die Seite stellen könnten, und Strauß mit „Fermann und Dorothea“ macht einen Scherz oder ist wider Willen spaßhaft. Was Paulus den Glauben genannt hat, muß sich zur mächtigen Empfindung unserer dauernden Unterlage umbilden, — das Bekenntniß ist das Gesetz, das aus der Welt zu schaffen, davon zu erlösen Paulus sich abmühte.

366.

An seinen Sohn.

Weimar, 10. Dezember 1872.

Lieber Leo!

. . . . Ich hatte das erste Kapitel (Strauß), das bedeutendste, eben durchgenommen, und meine Gedanken dazu niedergeschrieben. Ich schickte also das Buch weg und werde später die Arbeit aufnehmen. Ich will versuchen, Dir meine Stellung zum ersten Kapitel in wenig Worten zu bezeichnen. Ich resümiere den Straußschen Gedankengang: „Das Bekenntniß der Christen war von Hause ungereimt; die Persönlichkeit eines irrenden Schwärmers kann nicht als Abgott von uns weiter verehrt werden; ein Cultus, der von mythischen Ueberlieferungen ausgehen muß und mit Zaubermitteln zu operieren hat, vermag uns nicht zu ergreifen; — außerdem, obgleich wir von den Vorstellungen Jesu zu wenig wissen, um diese zur Lebensführung zu verwenden, unzweifelhaft wissen wir, daß seine Lehren zum Theil thöricht waren. Daraus schließt Strauß, daß wir nicht mehr Christen sein können, und falls die christliche Kirche eine Anstalt ist, um ein besonderes Bekenntniß zu verbreiten, eine gegebene Lehre zu erhalten, — wie unsere Theologen meinen, — so hat Strauß vollständig recht. Ich meine aber, der Kirche muß ein anderes Ziel gesteckt werden, da Bekenntniß und Lehre von der gelehrten Theologie viel besser als von der gläubigen Versammlung mit starker Beimischung von Ungläubigen, gepflegt werden kann und, gilt es den Abfall zu strafen, nur vom Staat gehörig vertheidigt werden kann. Auch die Abgötterei mit dem Bibelwort, mit der Person Christi, und den Aberglauben mit dem Sacrament halte ich nicht für das Wesen der Kirche. Die Empfindung der that-sächlichen Grundlage des Ewigen für uns, wie für das Univerfum

durch menschliche Gemeinschaft zu begründen, das halte ich für die Aufgabe jeder Religionsgemeinschaft. Dazu hat Jesus eine eigenthümliche Stellung, nach Strauß selbst historisch eingenommen. Den weisen Lehren des Sokrates (Punkt 28 bei Strauß) fehlte das Empfindungsfeuer, das zu Visionen reizte, die zum Auferstehungsglauben führten; — und, setze ich hinzu, nur nach der Semitischen Denkweise war fleischliche Auferstehung Bedürfniß. Deshalb hat Jesus jene Flamme für das Ewige entzündet, die über Europa sich verbreitet hat, und über diejenigen Theile der Erde, die nicht durch den analogen Buddhismus oder durch den concurrierenden Muhamedanismus in Beschlag genommen waren und wurden. Bei dem Vergleich bleibt aber das Christenthum im Vortheil, und es ist das Feuer unter uns nicht erloschen. Von dem Standpunkt der Empfindungskirche, meine ich, können wir fortfahren, uns Christen zu nennen, nach dem Urheber des Feuers, der wegen des unvergänglich wahrhaften Kerns seiner Empfindung, wenn sie auch von irrigen Vorstellungen getrübt war, nicht verdient, als Träger bloßer Phantastereien bezeichnet zu werden. — Nun zu Deinen Bemerkungen. — Gute Werke, wissenschaftliche Erkenntniß, das Schöne, vermitteln sehr wohl unseren Trieb nach dem Dauernden, ich meine aber, diese Wege verlangen Vorbereitung, Bildung; — man kann aber direct an die Empfindung des Ewigen appellieren, in derselben sich durch gemeinschaftliche Versenkung kräftigen, — das ist die Aufgabe der Religionen, das ist die Aufgabe des Gebets. Die Lehre von dem einen Schöpfer aller Dinge, wie sie in dem ersten Kapitel der Genesis enthalten, wie sie nach Max Müller auch den arischen Vorstellungen soll als Ausgangspunkt gedient haben, ist nicht ein Product unserer modernen Bildung. Das Abhängigkeitsgefühl führte, denke ich, mehr zum Personificieren der einzelnen bedrohlichen Wirkungen, die man erfuhr, ohne sie begreifen zu können. Die Erkenntniß, daß das Unbegrenzte die Unterlage ist, auf der allein das Endliche möglich ist, liegt dem Menschen sehr fern, aber die Empfindung ist in den Naturmenschen gegeben, wie die Empfindung für Mißklang und Wohlklang, obgleich erst Helmholtz recht genau die Erkenntniß dazu gebracht hat. Der Empfindung sich hingeben, das, meine ich, ist Gebet; dazu paßte in erregten Zeiten die Glossologie. — Bitten müssen sein, — nicht zur Beantwortung, aber um die Herzens-

wünsche sich selbst zu verdeutlichen. Das Alte Testament kann nur von demjenigen gesehet werden, der darin inspirierte Worte sieht, denen gegenüber anderer Meinung zu sein, ein sträflicher Irrthum, eine verdammliche Bosheit ist. Solltest Du je dazu kommen, dasselbe im Zusammenhang durchzulesen, sei es auch nur, um die Buchstabenverhältnisse zu ermitteln, — das Gemälde religiöser Empfindung, das sich vor Dir wird entrollt haben, wird die schwächlichen gelegentlichen Ansätze im Faust u. s. w. nicht mehr als Concurrenten erscheinen lassen. Weil das Alte Testament sich über so viele reale Verhältnisse verbreitet, so ist es nicht nur zum Verständniß des Neuen Testaments, sondern auch als Correctiv der irrigen Schwärmerie von dem sinnlichen Himmelreich u. s. w. nothwendig. Der Darwinismus weist dem Menschen moralisch wieder die richtige Stellung an, über die er sich hinaus dünkte, — nur soll er sich nicht verthieren, sondern die Thiere als Gottesgeschöpfe sich an die Seite stellen. . . .

367.

An seinen Sohn.

Weimar, 17. Dezember 1872.

Lieber Sohn!

Die Protestantenbibel, die religiösen Betrachtungen und Predigten von Hausrath, endlich Keims Geschichte Jesu verkünden mir einen hellen warmen Tag, vor dem die Zaubervorstellungen, die bisher dem aufrichtigen und gesunden Menschen die Religion verleideten, ebenso wie die lebensunfähigen Gebeine, denen der Verstand alle Weichtheile abstrahiert hat, verschwinden müssen. Das Richtige ist von Hausrath ausgesprochen: es kommt auf religiöse Leistungen für das Leben an; doch muß man es in meine Sprache umsetzen, wo die Religion erst da anfängt, wo menschliche Gesellschaft sich findet, — vorher giebt es nur Theologie und Philosophie. . . . Die Pascalschen Erkenntnisse über das Richtige und Irrrationelle des menschlichen Treibens, die Du als Ausgangspunkt Deiner gegenwärtigen Denkweise bezeichnest, sind mir sehr vertraut. Da er gleichzeitig das Unendliche in seiner staunenswürdigen Gewalt im Menschengenosse wahrnimmt, gelangt er zur Lösung durch Offenbarung,

Wunderglauben, durch dualistische Entstehung unseres göttlichen, aber dem Teufel verfallenen Geistes. Ich gelange zu einer anderen Lösung durch den Schluß, daß, wenn ich mich selbst fliehe, ich dem Triebe zur Gemeinschaft folge, der gerade das Richtige ist, der mich dann zu einer anderen Werthschätzung von Thun und Lassen führt. Strauß und Pascal suchen eine ganz subjective Lösung, der eine mit Wissenschaft und Aesthetik, der andere durch Autorität und Mysterium; — beide kommen sie nicht über das zeitliche Ich hinaus. Würde ich auf diesem Gebiete die Widersprüche in Deinen Vorstellungen streng beweisen, und meine Vorstellungen durch die festeste Kette von Schlüssen befestigen können, was ich nicht vermag, das könnte nur in einen leeren Kopf sogleich sich hineinsetzen. In dem Deinigen würde es nur als etwas logisch Erzwungenes auftreten, bis die Erfahrung entscheidet. Du hast den Unterschied zwischen dem Erlernten und Erfahrenen gerade an den Pascalschen Sätzen verspürt. Kennen gelernt hast Du sie seit lange, aber erst später erfahren. Dennoch will ich zu Deinen Ausstellungen gegen meine Gedanken und in Bezug auf das Widerspruchsvolle anderer Auffassungen vereinzelte Bemerkungen machen, in der Meinung, daß sie Deiner inneren Arbeit hie und da förderlich sein könnten, Neues aber habe ich kaum. Daß der Verstand nur von dem einen zu dem andern überführen kann und Prämissen braucht, um zu arbeiten, ist Dir ebenso bekannt wie mir. Wie sind nun die wahren Prämissen zu entdecken? Als Naturforscher wie als Denker sage ich mir, nur durch die Erfahrung. Die Erfahrung ist der einzige Erkenntnißgrund, selbst für die alle Erfahrung übersteigenden Realgründe der Erfahrung und des Denkens. Du weichst von dieser Grundlage ab, wenn Du meinst, theoretisch Richtiges könne unpraktisch und Praktisches könne das Falsche sein. Die Fallgesetze z. B. sind richtig, nur wenn das Experiment sie bestätigt, und wo ein Stein anders fällt, sind andere Einflüsse, z. B. Widerstand der Luft, in Betracht zu ziehen. Die Kategorie von Gut und Böse, diesen Unterschied bietet die Erfahrung; eigene Empfindung und Wahrnehmung an anderen unterrichtet uns darüber mit derselben Sicherheit, wie Sinnesempfindung über die Sterne. Die weitere Forschung hat nur die Absicht, daß Bedingende dieser Erfahrung zu entdecken. Das leistet, glaube ich, die Kantische

Formel, richtig verstanden, mit einem Maß versehen, (dem Dauern-
den) und durch das Traumbild des eigenen sittlichen Ichs realisiert.
Den Schluß von dem Organ auf den Trieb glaube ich gegen Deine
Bemerkungen gesichert. Ich kehre zunächst die Sache um, indem ich
behaupte, ebenso bündig von der Freßlust auf die Organe dazu
schließen zu können als umgekehrt. Den Ewigkeitstrieb nehme ich
in der Erfahrung im Menschen als allgemein gültig wahr,
(was von dem sehr individuellen Wunsch, z. B. 100 Thaler zu haben,
ihn unterscheidet), aber es ist nicht, gleich der Freßlust, ein Be-
dürfniß in der Erfahrung. Der Schluß geht daher nicht vom Be-
dingten zum Unbedingten, sondern von dem die Erfahrung über-
schreitenden Reaigrunde derselben auf ein entsprechendes Organ,
und endlich auf das Object dazu. — Näher scheint mir noch die
Sache mit der Willensfreiheit zu liegen. Für die Körperwelt ist sie
uns ebenso wenig denkbar wie die Körpersubstanz, aber sie ist noch
in dem Nachtheil, daß wir sie für die Körperwelt nicht brauchen.
Für unsere Vorstellungen ohne wägbare Substanz ist es umgekehrt.
Anthropologisch erklärbar ist die Empfindung unseres freien Willens,
durch den steten Wechsel der Vorstellungsrreihen, im Traum und
auch sonst. Nur eine Vorstellung ist gleichzeitig im Bewußtsein,
und sinkt in das Unbewußte bei Eintritt der zweiten Vorstellung.
Aber die ganze Reihe sinkt, andere Reihen fangen wieder an, kurz
wir wohnen dem Schauspiel der Schöpfung, anscheinend aus Nichts,
in unserem Innern beständig bei. Daher die unzerstörbare inner-
liche Willkürempfindung. Im früheren Sinne heißt Freiheit: nur
nach eigenen Gesetzen, nicht aber ohne Gesetze handeln. Realisiert
kann sie nur werden, wenn für die Handlungen der Kampf zwischen
den eigenen Gesetzen und den Reizen durch die Außenwelt aufgehört
hat. Das ist nur in dem Zustande der Heiligkeit; die Freiheit ist
daher mit der Tugend identisch. Doch von dieser aufgegebenen
Freiheit, die auch politisch anzustreben ist, sprichst Du nicht, sondern
nur von derjenigen, die unser Verantwortlichkeitsgefühl bedingt. —
Doch um bei der Stange zu bleiben, für den schwachen Punkt
Deiner gegenwärtigen Vorstellungen halte ich die Forderung, das
Geheimniß des eigenen und jedes menschlichen Wesens ergründen
oder verstehen zu wollen, ohne die unmittelbaren inneren, allgemeinen
Empfindungen als gegeben anzusehen. Sind sie unbegreiflich, so

liegt das an den Grenzen des Begriffsvermögens, aber ohne sie die Geistesvorgänge construieren zu wollen, ist wie eine Naturwissenschaft, aus der man wegen häufiger Täuschungen die Sinnesempfindungen verbannen wollte. Für den starken Punkt Deines Denkens halte ich dagegen das Wahrheitsbedürfniß, den Abscheu gegen die irreleitende Hülle, die weißgetünchten Weinhäuser, von denen man wissen sollte, daß sie Stätten der Fäulniß sind. Die Arbeit bringt mehr innere Erfahrung an den Tag als die öde Grübelei; dennoch soll man sich die Zeit nehmen, die Consequenzen wirklich zu ziehen, und so lange man auf Neues stößt, ist die Grübelei nicht öde. Aber hat man die Gänge erschöpft, in die unsere Gedanken uns führten, dann rathe ich, rüstig zu anderer Arbeit zu schreiten. Bei der geognostischen Untersuchung eines Landes habe ich von Murchison die Methode abgesehen, im Steinbruch schnell die Schichtenfolge zu verzeichnen, dann die Versteinerungen so lange zu suchen, als noch reichlich Neues sich auffinden läßt, und dann rasch weiterzugehen. Die andere Methode besteht darin, sogleich alles im Steinbruch verstehen zu wollen, oder da zu bleiben oder wiederzukehren, bis das gelungen. Man riskiert stecken zu bleiben, oder sehr wenig vorwärts zu kommen. So oft haben wir es erfahren, was in einem Steinbruch schwer oder gar nicht zu ermitteln, liegt anderweitig offen zu Tage. Wir sind auch im geistigen Gebiete stoßweise, in entfernten Momenten, die leitenden Gesichtspunkte aufgegangen. . . .

368.

An Baron B. von Herzüll.

Weimar, 9. Januar 1873.

Theurer Freund!

Willkommen im Lande des Sonnenscheins und der milden Lüfte, als welches in diesem Winter Deutschland sich erwies. Ich bin Montag zu Hause und werde Ihnen im Erbprinzen Wohnung bestellen. Ich werde mich freuen mit Ihnen und Ihrem Bruder Alexander verschiedene Themata besprechen zu können, denn ich habe hier nicht viel Gelegenheit dazu. In Weimar bieten die Frauen eigentlich mehr Veranlassung zu interessanten Conversationen als die Männer.

Bedauere zu vernehmen, daß Bismarck wieder unwohl ist. Ich würde ihm eine baldige Zusammenrufung des Reichstages als abziehendes Zug- und Keppflaster verordnen.

Auf Wiedersehen! Ihr Freund

A. Reyherling.

369.

An Baron von Behr.

Weimar, 11. 23. Januar 1873.

Schillerstraße Nr. 7.

Lieber Bruder!

Dein Brief vom 6./18. war uns heute eine tröstende Nahrung, an dem Tage, wo wir die Trauerkunde von dem Ableben der Großfürstin Helene erhalten haben. Ich verliere eine langjährige Gönnerin an dieser edlen Frau, ein Licht, das meinen Lebensweg oft erhellt und belebt hat; meine Helene war ihr von Herzen zugezogen und verdankt ihr eine größere Festigkeit fürs Leben. Sie wird auch in öffentlichen Angelegenheiten vermisst werden! —

. . . Wir sind hier überaus zufrieden. Seneide hat sich über Erwarten schnell eingelebt. Keine Wirthschaftsorgen, da wir erträglich von einem Mundkoch beköstigt werden, Canevasarbeit, Spaziergänge in dem herrlichen Park, wenige und gute Gesellschaft, besonders aber häufiges Theater machen ihr große Freude . . . Zu den Feiertagen kam Leo herüber. Ich habe schon einige Ausflüge aus dieser gut gelegenen hübschen Stadt gemacht, und glaube für meine Zwecke keinen besseren Ort als Weimar finden zu können; d. h. für einen Winter und einen Theil des Sommers. Dann möchte ich mich Italien nähern, den Winter in Rom womöglich verbringen und zum Mai 1874 nach Hause für den Lebensrest heimkehren . . .

— Ich habe mit Interesse den Mecklenburger Landtag in Malchin besucht, der an die herzoglichen Zeiten Kurlands erinnert, doch ohne Roheit, mit moderner Wissenschaft. Es freut mich, daß Du so entschieden für die Falkschen Gesetze Dich aussprichst, da ich das Entgegengesetzte von Dir erwartete. Aber ich selbst entscheide mich nicht, da ich es nicht brauche. Das Neue, was Jesus brachte,

war vor allem der väterlich liebende Gott, in zweiter Stelle eine Trennung der Religionsfrage und des Staatsproblems. Ich sehe mit Sorge, daß diese Trennung weicht, und mir wäre es mehr nach Sinn, wenn die Gemeinde, die eigentliche *εκκλησία*. gegen die Priesterherrschaft mündiger würde. Ist sie aber thatächlich unmündig, so mag sie gegen die Theokraten nur durch Bureaukraten sich helfen können, ein Nothbehelf, bei dem ich mich bescheide. Auf mich hat die Rede des Juden Lasfer den tiefsten Eindruck gemacht. —

370.

Auszug aus einem Briefe des Fräulein von Nahden, Hofdame der Großfürstin Helene.

Petersburg den 26. Januar 1873.

. . . Schon im vorigen Winter, wo die Frau Großfürstin eine schwere Krankheit durchmachte, die Blatterrose, zeigten sich entschiedene Spuren einer bedenklichen Abnahme der Kräfte. Seit vielen Jahren litt Ihre Kaiserliche Hoheit am Magen, auch das Herz war in keinem normalen Zustande. Da aber dergleichen Zustände oft gegen alle Erwartung lange dauern, und die kräftige Constitution der Hohen Frau zu der Hoffnung berechtigte, dieses werde auch bei ihr der Fall sein, nahm die Sorge nie den Charakter der Furcht an. So ging der vorige Sommer hin, ohne daß Ihre Kaiserliche Hoheit sich je wieder ganz erholte; in Florenz, wo die schlechte Witterung verstimmend auf ihre Nerven wirkte, trat eine Congestion nach der Leber dazu, die rasch einen gefährlichen Anstrich nahm und eine maßlose Schwäche zurückließ. Die Verdauungsorgane waren ganz erschlaft, ein plötzliches Sinken der Herzthätigkeit drohte schon damals. Allein die Frau Großfürstin genas scheinbar noch ein Mal unter der ausgezeichneten Pflege des Professors Eichwald; eine unbeschreibliche Sehnsucht trieb sie nach Hause; sie ließ sich durch keine Vorstellung, keinen Rath von der Heimkehr abhalten: mit fieberhafter Ungeduld beschleunigte sie die Reise, gab sich kaum einige Tage Ruhe in Berlin, und fühlte sich erst in Petersburg ruhig und zufrieden. Es schien, als sollte auch unsere tödliche Besorgniß augenblicklich verscheucht werden. Die ersten zehn Tage brachten so viel mehr Frische und Kraft! An ihrem Geburtstage empfing die Frau

Großfürstin noch recht viel Menschen, am 1. Januar konnte sie nicht ins Winterpalais fahren, sah jedoch die Kaiserliche Familie bei sich, fühlte sich aber sehr angegriffen, — am 4. 16., dem Geburtstage ihrer Enkelin, machte sie ihre letzte Spazierfahrt, — aß allein, empfing später abends einen Arzt aus einem ihr untergebenen Institute und hörte seinen sehr langen Bericht mit solcher Aufmerksamkeit an, daß sie selbst bemerkte, sie fühle sich übermüdet und hätte zuviel gethan. Nachts stellte sich Erbrechen ein, — am andern Tage konnte sie nicht mehr aufstehen; die Verdauungsbeschwerden nahmen zu. Professor Eichwald prävenierte die Großfürstin Katharine, — es wurde an Professor Frerichs telegraphirt, zu dem die Großfürstin besonderes Vertrauen hatte. Am 7. ging es wieder besser, bis am 8. die ersten Anzeichen eines plötzlichen Sinkens der Herzthätigkeit und der Lebenskräfte das Schlimmste befürchten ließen. In halber schmerzloser Bewußtlosigkeit verbrachte die Frau Großfürstin die letzte Nacht; ein Gehirnschlag trat hinzu, und am 9. Januar um 2 Uhr 10 Minuten Nachmittags gab sie den Geist auf. Am Abend vorher hatte sie ihre Tochter, die Großfürstin Katharine, gesucht, gesehen und ihr die Hand gereicht.

Unvergesslich und über alles theuer ist es mir, daß in der letzten Nacht sie mich plötzlich mit klarem vollen Blick ansah, dann die Hand unter der Decke hervorzog und sie mir gab. Ich fühlte, es sei ein Abschied. Noch ist mir, als empfände ich den Druck dieser geliebten, sterbenden Hand. Von überirdischer Schönheit blieb die Großfürstin während der ersten 24 Stunden, — siegreich, mild, friedvoll strahlte ihre Stirn. Wollte man dieses Leben in einem Wort zusammenfassen, so wäre es in diesem: Sie liebte das Licht!

371.

An Professor L. Strümpell.

Weimar, 29. Januar 1873.

Verehrter Herr Professor und theurer Freund!

Gestern kam ich aus Berlin zurück, wohin ich einer scherzhaften Einladung des Fürsten Bismarck zu einem „Polypodischen¹⁾“ Congreß,

1) Vom Farnkraut Polypodium, Tüpfelfarn, abgeleitet. Mein Vater wurde vielfach mit seiner Farnpassion geneckt.

der mittels eines Diners vorbereitet werden müsse, gefolgt war. Ich fand den großen Staatsmann sehr aufgeräumt, hatte er doch das Bewußtsein, durch seine trefflichen Auseinandersetzungen am Tage vorher im Abgeordnetenhause allen Seiten gerecht geworden zu sein. Die beiden Tage, an denen ich in Berlin dinieren konnte, dauerte unsere Sitzung vier Stunden, und im traulichen Verkehr stürmen dem großen Manne in lebhaftem Gespräch die Gedanken über Vergangenes und über allerlei Gegenwärtiges und auch über Maximen reichlich hinaus, darunter vieles, was ein weniger productiver Kopf nicht zu unbemerkten Gesprächen zu vergeuden sich entschließen könnte. Ich sage Ihnen nur, wie der Mann ist und lebt, so ist er noch recht sehr gesund und Deutschland hat noch viel von ihm zu erwarten, was ein anderer nicht bieten könnte. Nur die Nerven sind von dem Gedankensturm etwas schonungsbedürftig, so daß z. B. Bismarck keine Cigarre sich mehr vergönnte. Dafür paßt er am Nachmittag drei bis vier Pfeifen ganz behaglich zu Ende und in den Nachtstunden von 10 bis 12 Uhr eine kleine Nachtrabspfeife. Auf dem Gebiete der freien Intelligenz und der Schönheitsanstalten (Wissenschaft und Künste) möchte Bismarck den kleinen Staaten gern ihren besonderen Beruf belassen und glaubt sie darin bevorzugt; — freilich, so lange dynastische Narrheiten diese Blumen nicht vergiften.

Ich angele nach einer Inauguraldissertation von August Wahl, 1871. Jena: Unsterblichkeit und Vergeltungslehre des alttest. Hebraismus, bei Lorenz in Leipzig. Ich weiß wohl, daß dieses Schriftchen wesentlich nur meine Ergebnisse bestätigt, aber mit Kenntniß der hebräischen Texte und der theologischen Litteratur. Jetzt verfolge ich den Mangel an reinem Unsterblichkeitsglauben im N. T. und das dafür eintretende Surrogat, das auf Erden in wunderbarer Weise niedersteigende Himmelreich mit leiblicher Auferstehung. Unsere Zeit hat auf dem religiösen Gebiet einen ideellen Kampf durch ein schwieriges Studium fortzusetzen. Sndow wird entweder vom Amt entfernt bleiben, und es werden sich die Seelen, die nach Wahrheit trachten, auch von der preußischen Amtskirche entfernen, oder Kögel wird abgesetzt, und innerlich zerfällt die protestantische Amtskirche, gerade als man damit umgeht, die katholische Kirche von der Bürokratie regulieren zu lassen. Aus Andeutungen

über dieses, vom Fürsten Bismarck nicht gern, glaube ich, berührte Thema, entnehme ich: es kommt im Kriege zunächst darauf an, daß der Oberfeldherr das Terrain, auf welchem er operieren kann, übersieht, besonders wenn ihm in einem andauernden Dufel die früheren Erfahrungen aus dem Bewußtsein geschwunden sind

Sie wissen, wie sehr wir der Großfürstin Helene zugethan gewesen sind, meine Frau, meine Tochter und am nächsten ich selbst. Ihr Tod ist für uns ein Familienverlust und ich verliere damit eine Leuchte meines Horizonts

372.

An Baron von Behr.

Weimar, 14. Februar 1873.

... Hier in Weimar haben wir wenig von den Carnevalfreuden mitgemacht, weil wir uns von Hause aus auf die Hofgesellschaften beschränken wollten, und unsere Töchter in anderen Häusern keinen Besuch gemacht haben. Ich nehme nur die zufällig angeknüpften Bekanntschaften mit der an Töchtern reichen Familie des hiesigen trefflichen Cultusministers Stichling, dann noch einige Häuser (Graf Beust, von Zedlitz, von Loën) aus. Nun kam unsere Trauer wegen der Großfürstin Helene, und erst heute werden wir wieder an einem Galaconcert bei Hofe theilnehmen. Marie allein ist aber eigentlich für die neuen Eindrücke noch recht empfänglich. Die Einwohner der kleinen Staaten sind für die allgemeineren Fragen gar nicht erregbar. Es sind diese Staaten im besten Fall Ansatzpunkte für die schönen Künste, wenn es Residenzen sind, — für die Wissenschaften, wenn es Universitäten sind; — außerdem aber richtige Philister. Vorgestern traf ich beim Großherzog einen preussischen Landrath aus der Altmark, einen streng kirchlichen und conservativen Grafen Schulenburg, Mitglied von allerlei Stiftungen u. s. w., — da ist doch gleich etwas zu lernen! Der Mann gestand unummunden, schwer sei es ihm, für einen Abtrünnigen von den Seinigen gehalten zu werden, aber auch die lutherische Kirche in dem ihm sehr bekannten und benachbarten Hannover intriguire in unverzeihlicher Art gegen Kaiser und Reich, und es müsse die Falksche

Haube der Kirche aufgesetzt werden. Die Zeit ist gekommen, wo die Zeitgenossen zurückgedrängt werden auf den Grund ihrer religiösen Gesinnung, und mehr oder weniger unbewußte Heuchelei werden sie zu ihrer Ueberraschung entdecken. Der Staat will in Wahnvorstellungen und Aberglauben zum allgemeinen Besten (oder um alle zum Besten zu haben), machen, — aber möchte die Kirche, die offenbar umfassender ist, vom Mitgenuß ausschließen. Ich sehe ein Meer von Gedankenlosigkeit, darin die Trümmer der früheren Glaubensschiffe verworren umhertreiben, und die stets zufriedenen preußischen Staatscreaturen Vivat jubeln, jetzt für Falk, wie früher für Raumer und Mühlher! Ich freue mich nur, daß Bismarck nicht mehr Präsident ist!

373.

An Baron B. von Uexküll.

Weimar, 20. Februar 1873.

Theurer Freund!

Dank für das Lebenszeichen aus Cannes! Lassen Sie sich nach dem nächsten Mattengrunde führen; da werden Sie vielleicht schon Tulpen, Lilien und Crocus in Blüthe sehen. — Hier lebt es sich still weiter. Der Tod meiner lieben Großfürstin hat für meine Damen den gewohnten Theaterbesuch unterbrochen, den alle vermisst haben, und die Bethheiligung an Hofbällen, die nur der kleinen Marie eine reizende Hoffnung bildeten. Werthern aus München war hier und hat mich gebeten, Ihnen zu vermelden, daß er einen acte de lèse-amitié darin sehen würde, wenn Sie ihn auf der Heimreise nicht in München besuchten! — Ich habe auf Einladung bei meinem Freunde, dem Gewaltigen, zwei Tage in Berlin dinirt. Ich fand ihn sehr guter Dinge und freue mich, daß er weder an den Redeschlachten über clericale Gesetze, noch an der schwülen Debatte über den Famulus Wagner seine Kräfte zu reiben gehabt hat. Von allem war die Rede, außer von der Kirche, wenn ich von einigen Antworten auf indiscrete Fragen seines Bruders absehe. — In Leipzig bin ich ebenfalls wieder gewesen, um mit Professoren zu dinieren. Mit Ihrem Bruder¹⁾ projectieren wir einen Ausflug nach

¹⁾ Baron Alexander von Uexküll lebte damals mit seiner Familie in Coburg.

Göttingen zu Grisebach. Doch erst warte ich den Schluß des Carnevals ab. Morgen wird meine Familie die erste Hofstanzgesellschaft hier mitmachen

Sie fragen nach der Rahden! Sie bleibt, scheint es, vor der Hand zur Leitung gewisser Anstalten der seligen Großfürstin in Petersburg. Das Conservatorium ist dem Großfürsten Constantin übergeben.

Erfreuen Sie sich der milden Luft und geben Sie bald wieder Nachricht Ihrem Freunde

Reyserling.

374.

An Baron von Behr.

Weimar, 9. März 1873.

Lieber Adolph!

. . . . Hier hat sich für uns das Leben nur darin verändert, daß Leo bei uns ist. Mommsen war nach Rom gereist, Leo hatte bis zum Schluß des Semesters in Berlin keine localen Geschäfte und litt dort an Kopfschmerzen

Marie genießt am meisten das hiesige Leben. Der hiesige Hof ist außerordentlich artig und verbindlich. Vorgestern war der letzte Hofball, und Marie sagte gegen das Ende, sie möchte wohl eine Tasse Kaffee haben, worauf die Königliche Hoheit ihr sogleich Kaffee geben ließ. Gestern war im Theater Lucia, und heute werden wir den Shakespeareschen Sommernachtstraum mitmachen

. . . . Dein Wille ist in den Landesangelegenheiten wahrscheinlich schon geschehen, wenn Dir dieser Brief zukommt, und Hugo Reyserling ist zum Landesbevollmächtigten erwählt, wozu ich alles Glück wünsche. Deutschland hat sich in den religiösen Angelegenheiten, meiner Ansicht nach nicht durch die Schuld eines Einzelnen, sondern dank der allgemeinen Unklarheit und Unwahrheit, verrannt, und kein Gott hätte davor bewahren können. Doch hoffentlich ist es nur ein Umweg, der wieder einst in die rechte Bahn münden wird. —

Du hast den Carneval überstanden, und ich werde mich freuen zu vernehmen, daß Ihr alle gesund geblieben. —

375.

An Baron B. von Uexküll.

Weimar, 14. März 1873.

Theurer Freund!

Heute haben wir hier Schneesturm, und Dächer und Straßen sind von einer dicken Schneedecke bedeckt. Freuen Sie sich also des blauen Himmels in der ewigen Roma; nicht allen Sterblichen wird es so gut! Danke für Ihr Erica-Reis; wir haben übrigens auch Schneeglöckchen und Leberblümchen seit einiger Zeit und der heutige Winter ist ein Ereigniß. Hier leben wir in gewohnten Beschäftigungen weiter, nur daß mein Sohn jetzt auch hier ist, dem ich uns gegenüber ein ganz passendes Quartier gefunden habe. Er bleibt bis zum Beginn des neuen Semesters bei uns. Zu den Bewohnern Weimars ist noch Graf Fredro hinzugekommen.

In einigen Tagen will ich mit Ihrem Bruder Alexander in Gotha zusammentreffen und nach Göttingen fahren. Die deutschen Universitäten sind die Zufluchtsorte des reinsten wissenschaftlichen Strebens, und wie wenig das beständige Leben in einem Treibhause anspruchsvoller Gewächse behaglich ist, es ist förderlich und angenehm, sie auf kurze Zeit zu besuchen.

Die religiöse Gesetzgebung und die bezügliche Falsche Verwaltung in Preußen wird immer ungemüthlicher. Ledochowsky hat doch recht, wenn er empfiehlt, den Religionsunterricht in der Sprache der Mehrzahl der Schüler zu erteilen, und die monarchistischen Exclamationen der liberalen Zeitungen sind Heuchelei. Die Sprache bestimmt der König, den Glauben der Papst, — das ist wieder eine ganz abstracte Zerfetzung. Der Papst kann eine unverständliche Sprache für diejenige erklären, die zu Gott dringt, die weltliche Macht niemals. Und nun wende man das auf die Ostseeprovinzen an! Wenn der große Mann und mein Freund, den Kampf mit den Priestern für einen solchen erklärt, der seit des Kalchas Zeiten, wenn auch durch Stillstände und faule Frieden unterbrochen, fortgedauert, so frage ich mich: wo hinaus? Das Christenthum ist in eminenten Weise Priesterreligion, mit dem Anspruch auf Universalität. Der Staat ist nicht im Stande, es zu ersetzen und mit geistigen

Waffen zu bekämpfen; er hat unrecht, sich darauf einzulassen. Italien scheint mir besser inspiriert. —

376.

An K. C. von Baer.

Weimar, 7. 19. April 1873.

Herzlich verehrter Dr. von Baer!

Mit Dankbarkeit habe ich Ihren interessanten Brief erhalten, und bin nur betrübt, daß es mit Ihren Augen nicht besser geworden.

Ich empfehle Ihnen sich Humboldts Leben vorlesen zu lassen, von Bruhns, dem Astronomen, herausgegeben, darin der historische Theil von Dove jun., dem Herausgeber des „Neuen deutschen Reichs“ redigiert ist. Wie schnell hat unter den Männern der Wissenschaft ein beschämender Rückschlag gegen die frühere, den großen Mann umschmeichelnde Verehrung sich verbreitet! Mit Prof. Grisebach, der Humboldts Verdienste in Bezug auf Pflanzengeographie in der Biographie auseinandergesetzt hat, besprachen wir die wahren Ursachen, warum die Forschungsperiode des unendlich wissens- und ideenreichen Mannes mit seiner Heimkehr aus Amerika abgebrochen ist. Grisebach hat seinen ersten, vor der Rückkehr aus Amerika verfaßten Aufsatz über die Verbreitung der Pflanzen, für den gediegensten erklärt, der schon alle die großen Gedanken enthält, auf denen die neue Wissenschaft sich aufgebaut hat, zu denen Humboldt später kaum Erhebliches hinzugefügt habe! Grisebach meint, nicht die Abhängigkeit vom Berliner Hofe, nicht der Umschwung in der Wissenschaft, sondern nur das demoralisierende Leben in Paris habe Schuld! Alle Morgen sei Humboldt wie eine Biene zur Einsammlung von Notizen über das Neueste in den Arbeiten der Naturforscher umhergeflogen, und jeden Abend habe er in zwölf verschiedenen Salons mit dem Ergebnis zu glänzen gesucht. Dieses Geschäft des Verhöckerns habe ihn für immer der Ruhe für selbständige Forschung beraubt und ihm nur noch zu compilatorischen Arbeiten und zum Stilisieren die nöthige Stimmung gelassen.

So sehr ich dem Genie meines verehrten Jugendfreundes Bismarck fast unbedingt vertraue, so wenig behagt mir der Gang, den die religiöse Staatskunst in Preußen eingeschlagen hat. Ich schlug

lezt hin vor, einen neuen Luther in der Wartburg einzusperrern, damit er die Königl. preußische Religion feststellt. Ohne eine solche kann man, wie es scheint, in Preußen noch nicht durchkommen.

Ihr warmer und ehrerbietigster Verehrer

A. Kenjerling.

377.

An Dr. von Seidlitz.

Weimar, 11. April 1873.

Danke für Ihren lieben Brief und für Ihre Abhandlung über die Niveauverhältnisse von Estland. In Dresden, wo ich meine Kinder in den Ferien der stillen Woche hingebracht hatte, habe ich den Mann gesehen, dessen Name, besonders wenn er auf ein Fez geschrieben, auf unsere Politiker wirkt wie der des Toggenburgers in alten Zeiten auf den Muselmann.¹⁾ Seine stillen Geschäfte schienen mir harmlos und ich fürchtete, daß er einst im Archiv, auch gleich dem Toggenburger, ein stilles Ende nehmen könnte. Aber je mehr ich von ihm hörte, desto fester wurde in mir die Ueberzeugung, er wird nicht vergehen, ohne ein seiner würdiges großes Werk zu vollführen. Dort freute ich mich, auch Ihre Tochter Marie wiederzusehen, guten Muthes und guter Gesundheit. Uebrigens war Dresden wegen rauher Witterung nicht gerade gemüthlich, und bis zur Stunde sagen wir zum hiesigen Klima, so gut macht es auch das unserige! Gestern nur 4 Grad Wärme. Das Wichtigste war mir indeß in Dresden zur Gewißheit zu gelangen, wie der eventuelle Aufenthalt in Italien und in den Alpen auf die zu vollendende Erziehung meiner zweiten Tochter wirken würde! Es stellte sich heraus, daß sie viel zu jugendlich dazu ist, und da habe ich denn beschloffen, mir die Unbequemlichkeiten und Kosten zu ersparen. Im Juli denke ich wieder in Raiküll zu sein. Wenn Sie von Wohnungsnoth und Lohnsteigerungen zu melden haben, was soll man hier sagen? Die Druckereibesitzer sind in ganz elender Stimmung! Der Herr, mit dem ich hier zu thun habe, meint: wir Wohlhabenden halten nicht unsere Abmachungen, wie es die Arbeiter thun; uns muß der Staat zu Hülfe kommen! Oder, da zu viel Bücher erscheinen, so könnte für

¹⁾ Professor Schirren.

ein Jahr jeder neue Verlagsartifel verboten werden! Thörichte Leute, die den Kampf ums Dasein nicht mit Gelassenheit leiden wollen! In Folge der sinnlosen Demolierungen der Brauereien in Frankfurt, Bremen u. s. w. hat man übrigens Gelegenheit, die Socialdemokraten in ihre Schranken zurückzuweisen. — Ich habe oft den hier entbrannten Kampf mit den Ultramontanen besprochen und bedacht. Mein genialer Freund hat wohl sehr weithin hallende Signalschüsse zu diesem Kampf abgefeuert, aber die Detailoperationen sind in Preußen, so viel ich sehe, bisher weder erfolgreich noch sicher. Die Falkschen Gesetze tragen das Gepräge eines sich maßlos überschätzenden Beamtenthums an der Stirn, und werden langsamer und unvollständiger wirken als Ihre livländischen Nivellements-vorbereitungen. Die Schweizer, die Italiener dürften richtiger die Abwehr geordnet haben. Man will in Preußen eine theokratisch verklärte Krone und Armee behalten; das macht die Stellung schief. — Nun leben Sie wohl, theurer Freund, grüßen Sie Ihren Sohn, den Naturforscher.

378.

An H. C. von Baer.

Weimar, 13./25. Mai 1873.

Herzlich verehrter Freund!

Sie haben mir wieder einen erfrischenden Gruß aus dem heiter-ruhigen Abend eines Forschers und Denkers mit Ihrem Brief vom 8. zukommen lassen, wofür ich Ihnen danke . . .

. . . Seitdem man den durch den Darwinismus in Fluß gebrachten Problemen allmählich, wenn auch nur sehr langsam und wenig, näherkommt, mehren sich die Fälle der plötzlichen Wandlungen. Der alte Psychophysiker Fechner fragte mich, wie ich mir die Artenbildung dächte, und als ich sagte: nach Art chemischer Spaltungsproducte, schloß er: „Dann begreife ich eher, was mir das Unbegreiflichste nach Darwinistischen Lehren geblieben ist.“ — Durch Vererbung von mannigfachen Einflüssen bildet sich eine bestimmte Form, — nebenbei bildet sich eine, oft sehr verschiedene Form, die als Männchen mit der ersten Form in der Fortpflanzung sich ergänzen muß! — woher dieser unerklärliche Zusammenhang des

Differenten? Sind es ursprünglich Spaltungsproducte, so versteht man, daß in gewissen Phasen das Streben und Bedürfniß des Zusammentretens wiederkehren kann. In Coburg besuchte ich den Ornithologen Baldamus, den Entdecker der sympathischen Farbe an den Kuckuckseiern. Er machte mich aufmerksam auf die mannigfache Aehnlichkeit der so streng geschiedenen Laubsänger-Arten (*Ficedula*), die an denselben Localitäten ihre sehr abweichenden Nester bauen, — zur Widerlegung der Migrationstheorie, und überhaupt jener erfahrungswidrigen Vorstellung, daß die Aehnlichkeit der Naturproducte auf Zusammensetzung und Fortbildung aus denselben Elementen, statt auf übereinstimmenden Vorgängen an differenten Bestandtheilen beruhe.

Ich schicke Ihnen einen kleinen systematischen Versuch über Farnkräuter nicht zu, weil er Sie nicht interessiren kann, höchstens die Vorrede. Im Alter kehren Jugendträume wieder, weshalb der Kohlschmetterling seine Eier auf den Kohl legt, der ihm in der Jugend, als Raupe, geschmeckt hat. Mein Kohl ist die trockene Systematik. — Ich hoffe, wir unterreden uns noch einmal! —

Ihr Sie innig verehrender

Kenferling.

379.

An Professor Strümpell.

Weimar, 25. Mai 1873.

Verehrter Professor und Freund!

Für Ihre Bemühungen in der Lehrerangelegenheit meiner Dichte Pahlen danke ich Ihnen . . .

. . . Das Hauslehrerwesen steht auf dem Aussterbeetat. Es paßt eine solche aristokratische Einrichtung nicht mehr zu unserer Zeit. Die Humboldts entstammen zwar einer solchen Einrichtung, aber in der Gegenwart kommt, soviel ich beobachte, nichts Vernünftiges dabei heraus. Die Hauslehrer könnten im deutschen Reich gleich den Jesuiten verboten werden, ohne wesentlichen Nachtheil! —

. . . Ich habe Ihnen mein kleines, leider nicht ganz correctes, aber sehr hübsch gedrucktes Opusculum über die Polypodiaceen, die Bunge zusammengbracht, zugesandt.

. . . Sie treffen vielleicht einen Bekannten, dem Sie das für Sie unnütze Büchlein mittheilen. Die Eingangsworte können Sie

indefß lesen, ob Sie dort ausgesprochen finden, was ich öfters auf mündliche Anfrage Ihnen glaube gesagt zu haben, — nämlich, was die Species ist, die von den Naturforschern anerkannt wird. Wenn sie sich an das Philosophieren oder an die Schöpfungsgeschichte begeben, so sprechen sie sich oft dunkel und nicht selten hochtrabend aus. Aber vor den Objecten, wenden alle, die überhaupt speciell arbeiten, bewußt oder unbewußt, die von mir gegebene Definition an. Ich halte es daher für unnütz, eine so ganz verbreitete Wahrheit viel zu wiederholen. Aber die methodologische Folgerung ist, glaube ich, nicht ausgesprochen worden, — und allerdings hat der Darwinismus die stumpferen Geister vielleicht noch mehr verwirrt. In Bezug auf den Darwinismus ist es Bedürfniß, sich klar zu machen, zu welchen Folgerungen die größere oder geringere Aehnlichkeit berechtigt. Gleichheit der Wirkung berechtigt auf Gleichheit der Ursachen zu schließen. Wo aber zweierlei Producte in einiger Beziehung gleich, in anderer ungleich sind, da bleibt zu untersuchen, ob die Gleichheit aus einer gewissen Identität der Bestandtheile oder aus demselben Proceß, der ursprünglich Differentes betroffen hat, abzuleiten ist. Die Chemie und Mineralogie lehren, daß die äußere Aehnlichkeit vielmehr von dem Proceß und von der damaligen Stufe, auf welcher er stehen geblieben ist, abhängt als von den Elementen. Die Darwinisten irren sich wahrscheinlich, wenn sie das Aehnliche oft in genetischer Reihe hintereinander, anstatt nebeneinander stellen. . . . Sie werden uns alle durch Ihren Besuch am Pfingstsonnabend erfreuen.

380.

An Baron von Behr.

Weimar, 6. Juni 1873.

Lieber Adolph!

Morgen verreise ich mit Helene in die Wildnisse des Saalethals, einer schönen und noch nicht von den Touristen gemein gemachten Gegend des Thüringer Waldes. Erst will ich aber Deinen lieben Brief vom 13. Mai beantworten. Es erwies sich, daß eine Reise nach Italien für Marie viel zu früh käme. Ich bin für meine Person des Aufenthalts in der Fremde müde, so will ich auch nicht

meinetwegen andere verunruhigen. Die Zwecke hier sind erreicht, und nach achtmonatlicher Abwesenheit fahren wir über Stettin wieder nach Reval zurück. . . .

. . . Die Ordnung in Deutschland, das glaube ich so wie Du, ist gegenwärtig in so festen Händen, daß nichts zu befürchten steht, namentlich nicht von dem, die Spießbürger in Angst versetzenden Socialdemokraten. In der Kirchengesetzgebung haben Bismarck und Falk die Sache auf einen grundsätzlichen Weg, meiner Ansicht nach, vorgeschoben. Aber vielleicht ging es nicht in anderer Richtung, und wenn die Verwirrung größer geworden sein wird, kann man in die richtigeren Gleise vielleicht wieder einlenken. Ich hätte daher mit Otto immerhin meine Stimme den Falk'schen Gesetzen gegeben, aber ungefähr in dem Sinne von Virchow. Auf der einen Seite sehe ich Menschen, die an Religion halten als an einem Mittel, die weltliche Ordnung zu halten, als an einer anständigen, vornehmen Sitte. Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die zur Befriedigung des innersten Herzensdranges religiös, zuweilen fanatisiert und verdummt sind. Diese Parteien haben schon oft mit einander gerungen, und die Gegenwart gehörte der jüdischen Staatsreligion, dem römischen amtlichen Cultus an, nicht aber die Zukunft. So, glaube ich, wird es auch jetzt gehen. Der vollständigen Religionsfreiheit wie in Amerika gehört die Zukunft, und da wird man sich Prediger wählen können unter Zöllnern und Fischern, ohne viel Prüfung und Stempelung von Staatswegen. Inzwischen wünsche ich aber auch, daß Bismarck nur immer die Sache weiter führt. Er weiß, was im Augenblick sich durchsetzen läßt, und das ist nicht immer das Logische oder die volle Wahrheit. Bis jetzt sind übrigens die Erfolge, da die Geschickten doch nur mit diesen rechnen, nicht ermuthigend. . . .

381.

An Professor Strümpell.

Weimar, 20. Juni 1873.

. . . Meine Tochter Helene und ich kamen gekräftigt und erfrischt von einer zehntägigen Gebirgswanderung in dem Neußischen Vogtlande bis nach Ebersdorf, der Herrnhutercolonie, und im Thüringer Walde bis auf den Schneekopf, zurück. Leider fand ich

meine Tochter Marie von einem schleichenden Fieber befallen, und fürchte dadurch einigen Aufenthalt. Gern wäre, ich jetzt schon aufgebrochen nach Estland. . . .

. . . Ich übersende Ihnen gleichzeitig unter Kreuzband ein anonymes Fragment¹⁾. Sie sahen hier Madame Nowikoff; sie interessirte sich für diese Frage, und ich theilte ihr das Fragment mit, das sie für gewisse Freunde englisch übersetzen wollte. Inzwischen überraschte sie mich mit einem deutschen Abdruck, doch so, daß ich für den Abzug von nur wenigen Exemplaren und für den Zusatz (als Manuscript gedruckt) sorgen konnte. Es ist nicht eine genügend beherzigte Thatsache, daß Moses eine praktische, strenge Tugendlehre seinem Volke einprägte, ohne ein Leben nach dem Tode in Aussicht zu nehmen. Den Theologen fehlt es an freiem Blick oder an freiem Muth, um zu bekennen, wie unzweideutig die Vernichtung der Persönlichkeit im Alten Testament gelehrt wird. Wenn Philosophen die Frage schwer zu entscheiden finden, so heißt das, es ist schwer, sich mit den Theologen zu veruneinigen. Die alten Hebräer thaten es mittels eines engen Familien- und Stammgefühls. Jetzt muß ein weiteres Gemeinschaftsgefühl an die Stelle treten. Die Zuversicht zu der Fortbildung der menschlichen Gesellschaft, die Liebe dazu muß uns begeistern. Der Irrthum kann in gewissen Uebergangsstadien scheinbar wohlthätig sein. Doch führt er immer zu höchst verderblichen Consequenzen. Erzieht man die Menschen in Wahnvorstellungen, so muß man sie polizeilich hinterdrein verhindern, zu wunderbaren Erscheinungen zusammenzuströmen, oder blindlings den Hierarchen zu folgen. . . . Leben Sie wohl, theurer Freund! Meine Frau und meine Töchter senden Ihnen die herzlichsten Grüße. Nächstens schreibe ich Ihnen wohl aus Raiküll.

382.

Aus Mariens Tagebuch.

Weimar, 22. Juni 1873.

Heute nahm ich Abschied von der Prinzessin Elisabeth in Belvedere. Ich sollte sie nicht mehr wiedersehen, diese klare sonnige Erscheinung, die mir so viel Liebe einzuflößen gewußt hatte. . . .

¹⁾ Ueber die Unsterblichkeitslehre im Alten Testament.

23. Juni.

Mama und ich begaben uns vormittags ins Theater, da Liszt uns aufgefordert hatte, Compositionen von Rimsky-Korsakoff, die er dirigierte, anzuhören. Sie waren recht originell. Beim Hinausgehen trafen wir Liszt. Zum letzten Mal sprach ich den liebenswürdigen gnädigen Maestro. Er hat auch Epoche in meinem Weimarschen Leben gemacht, und mit Dankbarkeit werde ich stets des ehrwürdigen Abbé Liszt gedenken, der so viel Geist und Genie mit so großer Herzensfreundlichkeit verbindet. . . .

Berlin 28. Juni.

Am 27. Juni verließen wir Weimar. . . . Es waren bittere Stunden, die dem Abschiede folgten.

. . . Ich mußte von Deutschland mich losreißen, von dem, was ich am meisten liebe. . . .

„Demüthigt Euch unter der Hand des Gewaltigen“, hatte ich morgens gelesen. Das klang mir nach. Der Herr konnte nehmen und geben, nach seinem Rathschluß. Es dauerte noch eine Weile, dann ward ich ruhig und still. . . . Wir fuhren zum Bahnhof. Ich sah mit Wehmuth zurück auf die nebelumhüllte Stadt, wo ich so glücklich gewesen. Mama weinte bitterlich.

. . . Die Reise ging gut von statten, aber in Berlin fühlte ich mich todtmüde und stand am anderen Morgen matter als je auf, doch wollte ich die Schwäche, die ich fühlte, bezwingen und ging und fuhr aus. Das glänzende Berlin hat sehr viel Reiz für mich. . . .

29. Juni.

Das schleichende Fieber, das ich immer zu überwinden gesucht, warf mich endlich ganz nieder. . . . Leo brachte mir Rosen und sorgte für mich in rührender Weise. — Papa hatte Herbert Bismarck und Leos Freund Burchard Dettingen¹⁾ zu Mittag eingeladen, um mich zu zerstreuen. . . .

¹⁾ Jetzt Landstallmeister in Trafehnen.

383.

An Baron B. von Raiküll.

Berlin, 29. Juni 1873, British Hotel.

Theurer Freund!

Mein Leo gibt mir hier Ihre beiden Briefe und ich freue mich der Nachrichten von Ihnen. . . .

. . . . Ich bin nicht in fröhlicher Stimmung, da meine jüngere Tochter mir Sorge macht und dieses junge Pflänzchen mir unter den Händen welkt. Ich hatte mit meiner älteren Tochter eine zehntägige Wanderung durch das obere Saalethal und den Thüringer Wald sehr angenehm zurückgelegt, als ich heimgekehrt von der Veränderung, die inzwischen mit der jüngeren vorgegangen, betroffen, ihren Puls untersuchte. Ich fand ein schleichendes Fieber, das bereits zehn Tage vielleicht gedauert hatte, und eilte zum Arzt. Die begleitenden Störungen hob er durch einige Mittel, und nun eilte ich fort. Das Grundübel ist aber nicht gehoben, sondern durch Erkältung gemehrt. Ich eile nun um so mehr auf dem Seewege nach Reval und werde mich in Stettin den $\frac{20. \text{Juni!}}{2. \text{Juli}}$ einschiffen. Ich hoffe also den 4ten anzukommen und werde mich bemühen, schnell die Meinigen nach Raiküll in Ruhe und gehörige Pflege zu bringen. — Berlin ist leer. Den Kanzler habe ich nicht mehr getroffen. Mit seiner guten Laune ist es aber gründlich vorbei gewesen. Ich denke, es ist nicht richtig, daß er das Präsidium im preussischen Ministerium aufgegeben hat. Die Macht ist geringer, und die Ansprüche bestehen doch fort an ihn. Doch darüber und über vieles andere später. Vielleicht finde ich Sie zu meiner Freude in Reval. Auf baldiges Zusammensein!

384.

Marie von Kerserling an ihren Bruder.

Raiküll, 11. Juli 1873.

. . . . Durch Dich, mein guter Leo, hat der Aufenthalt in Berlin und Stettin so manche liebe Erinnerung für mich. . . . Als Du uns verließest, dampften wir im Nebel weiter und das Schiff ließ alle Minuten seinen hellenden Ruf erschallen. Du kennst die Novelle des armen Spielmanns von Grillparzer, der immer den

einen einzelnen Ton genießen wollte, und darin die wahre Musik sah. Ich mußte an ihn denken, weil man uns auch immer denselben langgezogenen Ton aufsticht. . . . Nicht ohne Wehmuth sah ich Raiküll wieder. Ich bin aber noch ganz schwach, gehe ebenso langsam wie der alte Pisz und verlasse das Zimmer nicht. . . .

Denke Dir, welch eine hübsche Ueberraschung mir die Prinzessin Elisabeth bereitet hat. Sie schickte mir Noten und schreibt dazu einen reizenden heiteren Brief, in dem sie mich bittet, die Compositionen, die wir auf zwei Klavieren zusammen gespielt, als Erinnerung an die gemüthlichen Stunden, die wir miteinander verbracht, von ihr anzunehmen. Ich war tief gerührt von dieser liebenswürdigen Aufmerksamkeit! Nicht viele junge Mädchen würden daran denken, noch aus der Ferne Freude zu bereiten! . . .

Doch nun soll eine ländliche Skizze folgen, das Leben Deiner germanisirten Schwester in den Ostseeprovinzen. — Wirfst Du einen Blick in mein mit Ansichten von Weimar, deutschen Photographien und Büsten geschmücktes Zimmer, so wirst Du leicht ersehen, daß ich in Gedanken noch viel in Deutschland, in der Vergangenheit lebe. Schöne Stunden noch einmal in der Erinnerung zu erleben, das ist nicht, wie man es oft annimmt, nur eine dürftige Freude; nein, dreifach muß man Angenehmes genießen, in der Zukunft, in der Gegenwart, in der Vergangenheit. Die Erinnerung an schöne Stunden bleibt, ein Sonnenstrahl in der Alltäglichkeit, und in die Tiefen des Herzens zurückgedrängt, bleibt doch, fast unbewußt, noch ein Plätzchen für die Sehnsucht.

15. Kapitel.

385.

An Baron B. von Herzfüll.

Haifüll, 22. Juli 1873.

Ihreurer Freund!

Ihre Traubensendung hat meine Kranke sehr erfreut. Seit dem 19. ist eine anhaltende Wendung zur Besserung merklich geworden und hat uns aus dem gedrückten Zustande, in den man durch die Voraussicht von Leiden ohne Hoffnung versetzt wird, etwas gehoben. Der Husten bleibt hartnäckig, aber das Fieber hat aufgehört und die Kräfte mehren sich. . . .

. . . . Die stillen Tage in Pucht, bei dem herrlichen Wetter und im freundlichen Familienleben, ohne Aufregung und leidenschaftliche Spannung, werden Ihnen rechte Labung gewesen sein, und ich freue mich, daß Sie dabei den Humboldt so recht genossen haben. Es ist kein geringer Vorzug eines Buches, wenn es dazu anregt, sich die Sache anders vorzustellen, als sie erzählt wird, und die Biographie von Bruhns hat diesen Vorzug. Es ist wohl einer der reinsten Genüsse, sich eine solche außerordentlich angelegte und eigenthümlich orientierte Persönlichkeit zu vergegenwärtigen. Ein solcher Mann hätte Größeres und Dauernderes hinterlassen müssen, das ist der geheime, trübende Gedanke bei den wohlwollenden Biographen. Die edle, großartige Gemüthsbeschaffenheit Humboldts ergreift und leuchtet, aber eine wissenschaftliche Leistung ist es nicht. Vielleicht ist aber die Forderung, von der aus die Unter-

sichung anhebt, ungerecht. — Sie scheinen sich an den Frohschammer noch nicht gemacht zu haben. Gestern erhielt ich von der Nowikoff abermals eine Sendung von Urtheilen über das anonyme Unsterblichkeitschriftchen, die alle Farben zeigen, von der sehr theilnehmenden Anerkennung und dem dringenden Wunsche nach vollständiger Durchführung durch das Neue Testament, bis zur verächtlichen Abwendung. Ich nenne Ihnen die Verfasser: Dr. Bach aus München, Karl Steffenson aus Basel, abschätzig, Professor Raebinger (Breslau) besonders anerkennend, Dr. Baiier (Greifswald), Professor Erdmann (Halle), eindringlich beistimmend, Dr. Rahnis (Leipzig), übelwollend, Koskoff (Wien), der den Text nach dem Hebräischen durchgängig revidiert und amendiert hatte. Ich soll nun zu einem zweiten Abdruck die Verbesserungen liefern, nachdem die Herausgeberin die erste Auflage vollständig verbraucht hat. Sie besitzt 52 bezügliche Erklärungen von Professoren der Theologie und Philosophie! . . .

. . . . Leben Sie wohl, bald hören wir wohl von einander. Den 25. habe ich hier große Consultation mit Dr. Ringen aus Petersburg.

386.

An seinen Sohn.

Mailüll, 24. Juli 1873.

. . . . Es gehen mir durch die Nowikoff fortgesetzt Briefe über die anonyme Broschüre zu, mitunter recht geistvolle, z. B. von Professor Erdmann, dem Philosophen in Halle. Die Herausgeberin drängt nach einer neuen Auflage, da sie die Abzüge verzettelt hat, und dazu habe ich die letzten Tage Zeit verbraucht. Die Texte, nach Luther großentheils, sind durch corrective, nach der Urschrift und neuesten Kritik von Koskoff in Wien zu ersetzen. Nun bekomme ich Lust, die Sache durch das Neue Testament zu führen und als Epilog recht knapp meine eigenen Gedanken auszusprechen. Die vollständige Vereinbarkeit nicht bloß der kirchlichen Dogmen über diesen Punkt, sondern auch der Vorstellungen Jesu mit den Anschauungen und Bekenntnissen unserer Zeit muß bekannt werden. Aufrechtig, gesagt, die Religion Christi, wie Lessing sie ange deutet, wie Frohschammer sie begründet, eher verdient sie den Namen

der Religion des Geistes, da das verkündete Kommen des Himmelreichs nicht mehr einen Sinn hat, — aber die Gemeinschaft mit dem Ewigen ist für das Handeln belebend und für die Empfindung der Menschheit unentbehrlich. Es muß eine Neubildung angestrebt werden! Moses hat Schwierigeres geleistet. . . . Lebe wohl, theurer Sohn, wir gedenken alle Deiner in Liebe. . . .

387.

An Baron B. von Raiküll.

Raiküll, 28. Juli 1873.

Verehrter Freund!

Meine Marie würde sich des hübschen Straußes erfreuen, wenn sie nicht gerade schlief, — und Helene würde die beiden Rosenstöcke dankbarst bewundern, wenn sie nicht, wie mir der Bote erklärt, wegen eines dem Pferde zugestoßenen Lahmwerdens in Walk hätten zurückbleiben müssen. Unsere Communication ist für Rosen nicht geeignet.

. . . . Mir hat Professor Frohschammer sein neues Werk: „Das neue Wissen und der neue Glaube“ zugesandt und mich damit sehr erfreut. Wir werden noch die Geistesreligion finden, in der Weiber und Kinder froh sein können, und die nichts Widersinniges und Widersittliches lehrt. Das ist die große Aufgabe der Menschheit, und ich habe einen unwiderstehlichen Zug dahin. Auch die Unsterblichkeitslehre kann in der bisherigen Weise nicht gehalten werden. Aber überhaupt, nicht bloß auf die Lehre, vielmehr auf die Geistes- und Liebegemeinschaft kommt es an. Das Buch von Frohschammer kommt mir wie ein den Tag verkündender Strahl entgegen.

In meinem Hause geht es nicht gut. Mein Maiblümchen, meine Marie, hat ein ganz ausgesprochenes schleichendes Fieber. . . . Daher sind wir gedrückt. Die Kranke liebt Besuch, Zerstreuung. Ich selbst verlasse daher jetzt nicht das Haus und würde mich freuen, Sie bei uns zu sehen.

388.

An Dr. von Seidlitz.

Raiküll, 29. Juli 1873.

Berehrter, lieber Herr Doctor!

Gestern erfreute mich Ihr freundschaftlicher, in unserer Sorge um Marie mit Rath und Theilnahme uns wohlthuernder Brief vom 25. Juli. Einige Stunden darauf kam auch der Petersburger Dr. Lingen, Schwiegersohn des großen Baer, an, um den ich mich bemüht hatte, um zu einer sicheren Diagnose zu gelangen. Ich kann Ihnen nun seine Ergebnisse mittheilen. . . . Von Tuberkulose sei nicht die geringste Spur. Es bedürfe noch vielleicht sechs Wochen oder etwas mehr zur Nachcur, die aber eigentlich sich auf das beschränkt, was Sie angerathen haben. . . . Wir sind über diese Entscheidung recht glücklich und allmählich wird sich das Leben nun gestalten. Denn als wir mit solcher Sorge beladen heimzogen, konnte niemand von uns recht an seine Geschäfte gehen, und wir haben uns noch nicht wieder eingelebt. Sonst war der Himmel den Landwirthen wohl ungewöhnlich freundlich, mehr als in irgend einem Jahre, dessen ich mich erinnere. . . . Diesmal hört man übrigens keinen Landwirth klagen, und die unmöglich scheinende Aufgabe, den Landwirthen das Wetter recht zu machen, ist diesmal dem lieben Gott gelungen. . . . Ich sage zunächst, Sie thun Ihrem Kopf Unrecht, wenn Sie ihn als *pars minoris resistentiae* bezeichnen. Wenn er auch physische Ruhe beansprucht, ich freue mich, daß darin noch mehr aggressive Kraft und Lust an überströmender Bewegung sich regt als in vielen jüngeren Männern. Was Sie von den metaphysischen Philosophen im Allgemeinen sagen, daß man an ihren Productionen zu kauen hat, als ob es altes Kuhfleisch wäre, hat mich vergnügt, weil eben viel Wahres daran ist. Aristoteles, der oft genannte und so wenig gelesene, ist der großartigste Lederfabrikant, und noch immer ist sein Vorrath ausreichend, daß mancher Jüngling ein Paar neue Schuhe sich daraus schneidet. Metaphysik wird wohl, ebenso wie Schuhe, immer mit Leder gemacht werden müssen, da es selbst dem Plato (vid. Parmenides u. a.), nicht anders hat gelingen wollen. — Was nun das Buch von Frohhammer „das neue Wissen und der neue Glaube“ betrifft, da

haben Sie sich viel zu schnell durch ein übertriebenes Lob in der Allg. Zeitung abschrecken lassen. Das ist nicht Kuhfleisch, das kann ich mit bestem Gewissen empfehlen. Da sind die wirklichen Probleme, mit denen die menschliche Gesellschaft noch lange zu thun haben wird, in fördernder Weise angefaßt, — die Christolatrie, der Sakramentenzauber, freimüthig bekämpft, — die Toleranz, die Humanität, die Genialität in ihrer Berechtigung dargestellt. Kurz, ich sehe darin den Anfang zu wahrhafter Besserung unserer Religionsverhältnisse, freilich nur den Anfang. Meine Ansicht geht von einer im Punkte der Gemeinschaft wurzelnden Vorstellung von Religion aus. Allein kann man Theologie und Philosophie treiben; Religion ist aber wie die Liebe, — dazu bedarf es wenigstens zweier. Ich sehe auch von Frohschammer nicht, daß er das Fundament zu der den neueren Erkenntnissen anpassenden Geistesreligion gefunden hätte. Das Socialbedürfniß nach Religion ist gerade so wie das Bedürfniß nach Gesundheit. Es kann nicht die theoretische Ermittlung abwarten, es muß ihm gedient werden mit Sein oder Schein. Da ist denn ein Boden, auf dem der Charlatanismus üppig wuchert, und es tritt ihm der absolute Zweifel entgegen. Aber es bleibt wie Tocqueville gesagt hat: „L'athée n'est qu'un accident parmi les hommes“, — ebenso, wie es nur einzelne geben kann, die von der Medicin absolut keinen Gebrauch bei sich und den Ihrigen zulassen wollen. Strauß statuiert kein solches Socialgefühl, wie ich es wahrnehme; Frohschammer kommt der Sache viel näher, aber dazu fehlt ihm das schöpferische Genie, um ein wirklicher Reformator zu werden. Keim, dessen dritte Bearbeitung der Geschichte Jesu ich gelesen habe, ist mir ein sehr achtbarer Arbeiter. Die Nachwirkung der Lectüre seines Buches ist aber völlige Unsicherheit. Nicht nur die Begebenheiten sind nach ihm entschieden mythisch, auch die Reden Jesu enthalten viel Unrechtes und später Eingewebtes. — Den Schluß von dem Auge, und namentlich von dem Trilobitenaug auf ein Licht, das vor jenen Millionen von Jahren nach denselben Berechnungsgesetzen wie jetzt sich verhielt, erinnere ich mich zuerst von dem Geologen Buckland vernommen zu haben. Die Natur des Lichts, ob Undulation oder Emanation, bleibt dabei unberührt. Ich habe öfters einen ähnlichen Schluß vom Zahn, nicht nur auf die Nahrung, sondern auch auf den Hunger

gemacht. Könnte ich die Triebe der Vornwelt ermitteln, so ließe sich aus dem Hunger nach Gras z. B. auf das geeignete Gebiß, und auf das Vorkommen des Grajes wohl schließen. Ich frage nun: kann man aus dem Streben der Menschen nach dem Dauernderen schließen auf ein Organ für die Ewigkeit, und auf das Vorhandensein der Ewigkeit? Die Unendlichkeit der Ursachreihen, der Zeit und des Raumes liegen dem Denken und Erfahren zu Grunde. Diese drei Dimensionen des Ewigen werden die Menschen immer beherrschen, und das ist jener Gott, in welchem allein Ruhe zu finden. Aber Sie sagen: Gott-Person oder Nichts. Gott nicht Person, weil diese Fleisch und Blut, — ergo! Wenn man weiter fragt: Was ist Person? Was ist Fleisch und Blut? kommt man durch allerlei Leder endlich auf Kraftpunkte! Warum soll der Schöpfer nicht ein Kraftpunkt oder die Resultante aller Kraftpunkte sein? Ignorabimus! Ist auch nicht so viel daran gelegen, die Menschen werden ihr Gottorgan doch behalten! Es ist wie mit der Zweckmäßigskeitsfrage in der Schöpfung, die seit Darwin mit neuem Eifer und mit Glück überall studiert wird! — Ich wollte Ihren Gedanken etwas nachgehen und da werde ich zu breit. Zweckmäßiger, ich schließe mit Dank und herzlicher Hochachtung.

389.

An Baron von Behr.

Raiküll, 12. August 1873.

Lieber Adolph!

. . . . Seit ich wieder in Raiküll bin, sind wir aus der Sorge um unsere erkrankte Marie und aus der Pflege nicht recht herausgekommen. Es schien unaufhaltbar ins Grab zu gehen; — dann trat ein Stillstand in dem schleichenden Fieber ein, und seitdem wachsen die Kräfte mit eingestreuten schlechten Tagen langsam, aber sicher. Wir haben von allen Seiten viel liebevolle Theilnahme erfahren und viel Besuch gehabt, der unserer Kranken angenehme Zerstreuung bringt, da es mit Beschäftigungen für sie nicht gehen will. Der richtige Rhythmus ist in unser Landleben aber nicht hineingekommen. Auch um Leo waren wir in Sorge. Nach einer hartnäckigen Ruhr

ist er zunächst in Norderny zur Stärkung gewesen, dann aber an den Bierwaldstätter See gezogen. . . .

. . . . Von Heinrichs¹⁾ öffentlicher Wirksamkeit halte ich nicht mehr viel; seine Gesundheit wird ihm immer unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen, und mit der Gunst bei Bismarck wird nicht viel zu machen sein! Schade um den begabten Menschen! Du sprichst Dich etwas schroff über einen anderen jungen Mann aus. Er hat eigentlich einen scharfen natürlichen Verstand, ist aber zum Beamten zu verbummelt, zum Bummellandwirth zu schwächlich, für Familienbildung von sehr zweifelhafter Brauchbarkeit. Da er Geld hat, um das Gasthausleben zu bezahlen, so ist eigentlich sein Geschäft, auf der Welt zu wohnen. Ich fragte eine Cancrinsche Cousine in Weimar, die Generalin Newerowski: „Was macht der Mensch?“ — „Was soll er anders machen, er wohnt!“ — Dieser Petersburger Ausdruck gefiel mir, und seit der Zeit weiß ich, daß das Wohnen eine das Leben ausfüllende Beschäftigung sein kann.

. . . . Um unser schriftliches Gespräch über Politik und Kirche fortzuführen, bin ich bereit, hinsichtlich der Bismarck-Falkschen Gesetzgebung den Erfolg als Richter anzuerkennen, so abhold ich innerlich jeder bloßen Erfolgswirtschaft bin, die keine Erkenntniß bestehen läßt. Denn was ist so unsinnig, daß es nicht für einige Zeit, selbst für lange Zeit, Erfolg hätte? Ich zweifle aber in casu an dem Erfolge. Die Geldstrafen machen den Staat verächtlich, und was die Versagung der staatlichen Anerkennung von Ehe und Taufe u. s. w. betrifft, wir wissen, daß das bei den Rascolnitz²⁾ eher schadet als hilft. Ein Staatsbeamter, für seine Person, stellt staatliche Anerkennung und Gage (Geld) über alles, — das ist das Gewissen eines richtigen Bureaukraten, — aber anders ist es doch mit den Geistlichen der katholischen Kirche. Doch bin ich dabei nur Zuschauer, fühl bis ans Herz hinan! Es wird sich das Richtige auf anderem Wege schon durchsetzen. — Ich hoffe, Eveline und Deine Kinder werden das Landleben recht genossen haben und kräftig in den Winter kommen.

1) Graf H. Keyserling, Gesandter in Constantinopel.

2) Altgläubige: eine russische Secte.

390.

Marie Keyserling an ihren Bruder.

Raiküll, 24. August 1873.

Mein vielgeliebter Bruder!

Dein letzter langer Brief war der Träger froher Nachrichten. Ich sehe Dich vor mir in Deinem einsamen Stübchen mit der Aussicht auf die Schneeberge, und wie Du sie genießen wirst, kann ich mir denken. Ich hoffe, daß der Aufenthalt am schönen Vierwaldstättersee Deiner Gesundheit wohlthun wird. . . . Wenn ich auf die letzte Zeit zurückblicke, sage ich wohl: „Gott sei Dank, daß sie vorüber ist!“ — Schmerzen hatte ich nicht, aber die Schwäche ist doch auch ein unüberwindliches Leiden. Ich fühlte mich anfangs ganz benommen, und ein solcher Stumpfsinn bemächtigte sich meiner, daß ich nicht fähig war, das Geringste zu denken, beschäftigen konnte ich mich gar nicht. Jetzt kehren die Kräfte wieder und es ist ein köstlich Ding um die Gesundheit; da möchte man es allen entgegenjauchzen, daß die bange Leidenszeit vorüber ist. Und doch hat die Krankheitszeit ihre besonderen Freuden. Der liebenden Pflege der Meinigen werde ich wohl immer dankbar gedenken. Vor dem einsamen Winter ist mir gar nicht bange. Wenn ich meine Beschäftigungen wieder aufnehmen kann, wenn Du zu uns zurückkehrst, so wollen wir hier ein schönes Familienleben führen. . . . Wir haben im Verlauf des Sommers hier viel Besuch gehabt. Zum Geburtstag unseres Vaters waren wir sogar eine zahlreiche Gesellschaft. Baron Toll mit seiner jüngsten Tochter, Frä. Dahlströhm, Wether Arthur Keyserling, zuletzt auch der Geologe Friedrich Schmidt. Arthur weilt noch hier und ist ein ganz idealer Hausgenosse. Man braucht nicht ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, er malt, liebt, jagt und ist doch immer da, um durch seine geistvolle Conversation und seine witzigen Einfälle uns zu fesseln und zu erheitern. . . . Wenn der Doctor kommt, so spricht er die ganze Zeit über Musik mit mir. Ich muß oft lächeln; wenn ich ihm erzähle, daß ich was Großes und Schönes in Weimar gehört, so hat er es noch viel besser gesehen oder gehört. . . . Gelesen habe ich nicht viel. Wunderschön finde ich „Ingo“ von Gustav Freytag. Die edle Sprache erinnert mich an unsere altdeutschen Studien mit Dir. . . .

Die Nachbarn haben mir alle so große Theilnahme erwiesen. Die Baronin Verfen ist stets so freundlich gegen mich. Auch der Pastor und seine kleine Frau haben uns besucht. Sie ist sehr schüchtern, aber man sieht ihr das Glück an, einen so überaus bedeutenden Mann zu haben, zu dem sie hinauffehen kann.

Du siehst, ich folge Deinem Beispiel, ich werde gesund und munter. Lebe wohl, Du lieber Einsiedler, und gedenke Deiner Dich so herzlich liebenden Schwester

Marie.

391.

Marie Keyserling an ihren Bruder.

Raiküll, 23. September 1873.

Theuerster liebster Leo!

. . . . Was mich anbelangt, so bin ich jetzt wieder recht wohl und habe ein ziemlich eifriges Leben angefangen. Die Musik nimmt mich wieder in Anspruch und ich übe eifrig. Eben habe ich die melodienreiche Sonate von Hummel in Es-Dur mit dem großartigen Hallelujah vorgenommen. Die Musik bleibt doch die freundlichste Begleiterin des Lebens, und wenn mir während meiner Krankheit manchmal der Gedanke kam, ich dürfte mich ihr längere Zeit nicht widmen, so ist es wohl der peinlichste und quälendste Gedanke gewesen, der mich je befallen Jetzt, da ich keine Stunden mehr habe, kann ich mich auch meiner anderen Lieblingsbeschäftigung, der Handarbeit, fleißig widmen. Mein Vater hält uns dabei Vorträge über die Geschichte des Mittelalters, die sehr interessant sind und wobei viel discutirt und auch gelacht wird. Helene liest mir englisch vor, eben das mädchenhaft hübsch geschriebene Buch „Comes up as a flower“ von Rhoda Broughton. Für mich allein studiere ich Macaulays so interessante Geschichte Englands.

In den letzten Tagen habe ich mehrere Spazierfahrten mit Mama gemacht. Es ist mir wieder Bedürfniß, die frische Luft einzathmen. Das Auge will gern nach der langen Entwöhnung Wald und Flur und den weiten Horizont vor sich sehen, und beim Wehen frischer Lüfte erweitert sich die Brust. Bernhard Uexküll hat uns neulich mehrere Tage durch seine freundschaftliche Gegenwart erfreut.

Wir haben die Zeit benutzt, um recht viele Lebensbäume, Rothdorn und andere Pflanzen von ihm zu carottieren. Um sicher zu sein, daß diese nicht das Schicksal der Rosen, die wir nie erhalten haben, theilen, schicken wir unsern eigenen Gärtner nach Fickel, um sie abzuholen, und als Ueberchuß bekomme ich noch einen Korb voll Weintrauben.

Unser Nachbar Taube erscheint einmal wöchentlich und ist immer lustig und gesprächig. Wir theilen uns gegenseitig unsere Hofeindrücke, er über Stuttgart, ich über Weimar, mit. Er schenkt meinen Anekdoten ein gnädiges Gehör und lacht viel dabei. Neulich erschien sein Piqueur mit einem netten Wagen, in dem der „Guizot“ saß. Du kannst daraus ersehen, daß letzterer nicht wenig corpulent ist. Ich wünschte, Taube hätte ihn nicht geschickt! Jetzt lesen wir ihn abends zusammen, doch der Anfang wenigstens der „Histoire de France“, ist gründlich langweilig Doch nun schließe ich, indem ich in Gedanken Dir herzlich die Hand drücke, geliebter Bruder.

In treuer Liebe

Deine Schwester

Marie.

392.

An R. G. von Barr.

Mailüß, 24. September 1873.

Lieber ehrwürdiger Freund!

Sie haben mich mit der Zusendung Ihrer beiden Schriften beehrt und erfreut Ich bedaure, nicht wieder ein freundliches Plauderstündchen mit Ihnen hie und da verbringen zu können. Sie lassen sich wohl viel vorlesen, da Sie auch in Ihrer Schrift erklären, daß Sie mit Ihren Augen leider nicht mehr viel ausrichten können. Sollte es Ihnen angenehm sein, zuweilen etwas über diejenigen Probleme zu lesen, die uns stets beschäftigen, ohne daß wir viel vorwärts kommen, d. h. Verhältniß von Staat, Kirche und Christenthum, so empfehle ich sehr die Schrift von Frohschammer „Das Recht der eigenen Ueberzeugung“, und nicht minder auch sein neuestes Werk „Das neue Wissen und der neue Glaube“. Ich finde von diesem aufrichtigen Wahrheitsfreunde, (der in seinen

Kämpfen gegen Rom zur Zeit des letzten Concils seine Augen überanstrengt hat und selbst nichts mehr lesen kann), viele Gedanken klar ausgesprochen, die in mir gelegen haben. Nicht alles kann ich als meine Ueberzeugung bei ihm acceptieren, indeß das meiste. Ein versöhnlicher Ernst ist über seine Schriften verbreitet, dem man, ich möchte sagen, die gute Gesellschaft anmerkt; im Gegensatz zu Strauß, der manchen kernigen Faustschlag austheilt, aber auch schließlich ein roher Gefelle bleibt.

Ich bin wieder Landrath geworden; der Mensch, denke ich, muß in amtlicher Verbindung mit seinem Lande stehen, so lange er noch in Jahren steht, die ihn nicht dispensieren. Es ist auch ein hübsch ruhiger Posten, fast noch ruhiger als der eines Pastors

. . . . Mit herzlichster Verehrung

Ihnen ergeben

Kensferling.

393.

An Baron B. von Neßküll.

Neßküll, 8. Oktober 1873.

Theurer Freund!

Sie haben uns Aepfel geschickt, so groß, daß meine Damen dazu auch recht große Augen gemacht haben. Sie lassen Ihnen sehr danken, wie auch für die schönen Trauben. Bei der rauhen Witterung und aus anderen Gründen vielleicht belästigt der Husten meine Marie mehr als sonst. Indesß bereiten sich die Damen wiederum vor, den Nachbarn ein Concert zu geben, da der erste Versuch, ich denke nicht wegen der Musik, aber als Anlaß, zusammen zu kommen, den Damen der Umgegend sehr recht gewesen ist.

Das Alter ist immer schwer in solcher Weise zu ordnen, daß man recht heiter sein kann. Ihrer Frau Mutter, die ich stets so gütig gefunden habe, wünsche ich einen recht ungestörten Lebensabend, aber ich glaube, sie wird um den Sohn James sich viel Sorge gemacht haben Ich denke, ich komme gegen Ende dieser Woche zu Ihnen. Mittwoch haben wir Convent. Dann besprechen wir Weiteres, und ich werde einen Tag wenigstens bei Ihnen mich still verhalten.

Hier beschäftige ich meine Damen mit geschichtlichen Vorträgen. Abends lesen wir Guizot: „Histoire de France, racontée à mes petits enfants“; mitunter bleibt er ein Bedant und etwas trocken, ob er auch „mes enfants“ hie und da einschleibt.

Nachbar Taube ist eben angekommen. Leben Sie wohl.

394.

An Professor Strümpell.

Raiküll, ^{21. November}_{3. Dezember} 1873.

Thurer Freund und verehrter Herr Professor!

Ihre Zuschrift vom 21. November hat mich erfreut und mir Stoff zum Denken gegeben. Der Körper drückt uns mit den Jahren gewaltig nieder, nicht nur der eigene, sondern auch all der Existenzen, die in längerem Leben zu uns getreten sind . . . Ich habe es auch nicht gut in meinem Hause. Nachdem meine Marie sich scheinbar etwas erholt hatte, ist seit Anfang dieses Monats das schleichende Fieber mit allen Symptomen des Rückfalls in die schleichende Lungenentzündung wieder da. Als ich von der Stadt heimkehrte, mußte ich unsern Landarzt verabschieden, da er immer nur Nerven und Anämie mit Eisen und unmöglicher Gymnastik beseitigen wollte, das Fieber aber zu geringfügig erklärte, um ihm Aufmerksamkeit zu gönnen. Heute erwarte ich aus Reval den Dr. Samson, aber ich erwarte nicht viel. Glücklicherweise ist man, auf einen Arzt zu stoßen, dessen Regel das non nocere ist, und der diese Regel einzuhalten weiß. Es ist etwas Trauriges im Hause mit einer solchen jungen scheinbar um das Grab wankenden Existenz. Kommt der Sommer, und meine Marie verträgt es, so wird wohl ein gesunder Ort aufgesucht werden müssen, — ich denke heute an die Insel Bourbon, da ich eben verschiedene Farnkräuter von dort untersucht habe. Die reichen Herbarien der Petersburger Akademie haben mir ihre Schätze zur Bearbeitung der Gattung Adiantum zugesandt, und ich verbringe damit einige Mußestunden. . . . Was nun Ihre Lehrthätigkeit anbetrifft, sage ich, um als Docent in Deutschland nicht in Vergessenheit zu gerathen, muß man immer für die Presse etwas arbeiten. Die Traumabhandlung ist da am Platz. Ich wäre dafür, gewisse Behauptungen schärfer zu vertreten, gewisse

Fragen bestimmter zu beantworten; z. B. würde es sich nachweisen lassen, daß die Traumwelt von der Welt des Wachens hauptsächlich verschieden ist: physisch durch das Zurücktreten des Tastsinnes, der nur zu Illusionen, nicht zu Phantasmen geeignet ist, — geistig durch die Incohärenz der Formen der Anschauung und des Denkens, Zeit und Raum, und Causalität. Was sich als Realität nicht recht nachweisen läßt, bildet eigentlich das Charakteristische der wirklichen Welt. Diese Incohärenz bedingt die Lückenhaftigkeit und merkwürdige Flüssigkeit des Gedächtnisses für Traumbilder, d. h. sie hinterlassen nicht mehr Spuren, als ein Schiff in den Wellen; — damit hängt das Schwinden des Gewissens zusammen, und es ist das Gewissen wesentlich ein Traumbild der sein sollenden eigenen Persönlichkeit. — Die Frage: wozu nützen Traumbilder? beantworte ich dahin: zur Entleerung der Wege, aus denen sich die freiverdenden Spannungen aus den Nervenzellen drängen. Ob wir träumen, während wir wachen, würde ich entschieden bejahen; wir überhören nur die leisen Regungen, wie im Geräusch großer Städte die leise Stimme; die frischen Eindrücke drängen die Bilder, die aus alten Eindrücken geformt sind und beständig abfließen, zurück. Träumen wir beständig in der Nacht? So lange Blutrieselung im Gehirn ist, ist die eigenthümliche Thätigkeit der Hirnzellen immer im Gange, aber oft besteht ein schwacher Traum nur aus der endlosen Wiederholung desselben. Es soll mich sehr freuen, wenn Sie das von dem Director des Laufanner Blindeninstituts, Herrn Hirzel, Mitgetheilte benutzen können. Benutzen Sie, was nur möglich, besonders empfehle ich: „Les rêves et les moyens de les diriger, Paris, Amyot 1867.“ Das anonyme Buch hat gewiß einen begabten Maler zum Verfasser. Seien Sie nur feck und lassen Sie nicht so viel in dubio; Behauptung und Widerlegung machen die Sache klarer als das Schwabbeln. — Sie werden meinen Rath, wenn er Ihnen auch nicht paßt, nicht übel nehmen.

Ich habe viel mit der Grundsteuer in unserem Lande zu thun gehabt. Ich habe früher darüber ein Gutachten geschrieben. Leicht könnte ich es von seinem localen Beigeschmack bereinigen, und daraus eine kleine Abhandlung von allgemeinem Interesse machen. — Der Landtag im Dezember wird mich stark in Anspruch nehmen.

395.

An Dr. von Seidlitz.

Raiküll, 23. November 1873.

Verehrter Doctor und lieber Freund!

Nicht weil ich Hülfe hoffe und Rath wünsche, schreibe ich Ihnen von unserer schweren Sorge um die liebe Tochter Marie, sondern nur um mein Herz zu erleichtern, da Sie als alter Familienfreund uns auch in diesem Kummer Ihre Theilnahme erwiesen haben Wenn ich mir das ganze Bild der Krankheit in Erinnerung vorführe, so kann ich mich des Gedankens nicht entschlagen, daß eine constitutionell begründete Lungenkrankheit zur bestimmten Zeit eingetreten ist, und daß sie mit gewissen Haltepunkten langsam und unaufhaltjam verläuft Es macht mich wohl unendlich traurig, dieses Maiblümchen vor der Zeit welken zu sehen, aber im Ewigen muß alles zur Ruhe Dr. Samson ist ein sehr gewissenhafter Arzt; er stunkert nie, aber auch er giebt keine Spur von Hoffnung, glaubt auch, daß von Anfang an nichts zu machen gewesen, daß Reisen nicht vertragen werden konnten und das Uebel nur beschleunigt hätten. Ob schleichende Entzündung, ob wirkliche Tuberkulose in einer ihrer vielen Formen? Es bleibt mir dasselbe traurige Resultat. Mit den Nachtigallen, die ich in Raiküll früher nicht vernommen, kam mir das Kind auf die Welt, am 1. Mai. Ob sie noch einmal die Nachtigallen hören wird? — Doch genug habe ich Ihnen vorgeklagt, und man muß sich ein Herz fassen!

396.

An Baron B. von Uexküll.

Raiküll, 25. November 1873.

Theurer Freund!

Weg und Wetter und eine Reihe von ungünstigen Umständen machen es nun wahrscheinlich, daß wir uns nicht so bald wiedersehen werden. Unter traurigen Verhältnissen scheiden sich in diesem Jahre unsere Wege. Ich nehme regen Antheil an den Sorgen in Ihrer Familie, die den Lebensabend Ihrer Mutter trübe machen. Ich bitte meine ehrerbietigen Grüße der verehrten Dame aus-

zusprechen. In meinem Hause ist es wohl auch so trübe, daß ich mir das Herz nicht zu weich machen mag durch langes Weilen bei dieser Vorstellung. Meine liebe Marie kann vielleicht Haltepunkte in ihrer Krankheit durchmachen, wahrhafte Genesung kann ich nicht mehr hoffen Dr. Samson ist für die liebe Kranke ein Labfal gewesen. Sie verlangt nach Ernst und Wahrheit, und es waren ihr die leichtfertigen Versicherungen prompter Herstellung, die von ihrem Vorgefühl ausgeschlossen sind, widerlich.

. . . . Ich bedaure, daß Sie, vielleicht auch Ihr Bruder Alexander, den Steuerlandtag nicht mitmachen werden. Ich lasse seine praktischen Ergebnisse dahin gestellt. Zur Klärung der Vorstellungen über den wichtigsten Theil unseres provinciellen Lebens wird er gewiß einen wichtigen Beitrag liefern. Auf dem Boden der Fixierung wird, meine ich, ein Compromiß nicht möglich sein. Wir haben lange Zeit unveränderte Steuernormen gehabt. Fixe Steuern auf individualisierte Grundstücke sind eine allzu große und culturfeindliche Neuerung. Es würde andere Mittel geben, zu Transactionen und Compromissen, oder der Ausweg, alles beim Alten zu lassen, d. h. sich vorläufig für impotent zu erklären — das gewöhnliche Schicksal der Corporationen, wenn die Aufgaben der Neuzeit herantreten; — leider, — denn ich liebe die Corporationen und wünschte, daß sie mehr Regenerationskraft hätten

. . . . Leben Sie wohl und behalten Sie Ihre freundschaftlichen Gefühle für mich, wie ich sie Ihnen gegenüber empfinde.

397.

An Dr. von Seidlitz.

Raiküll, 16. Dezember 1873.

Verehrter Freund!

Während ich in Reval zu Landtagen hatte, erhielt ich Ihren lieben, freundlich berathenden und durch seine Theilnahme wohlthuenenden Brief. Den einen Rath, — das beweiset, wie richtig Sie die Verhältnisse aus der Ferne erfaßt haben, — hatte ich bereits ausgeführt. Schon vor acht Tagen konnte ich meinen aus Berlin zurückberufenen Sohn nach Raiküll schicken. Es war ein Glück;

denn in meiner Abwesenheit hatten die Meinigen ohne männliche Stütze zu traurige Tage

. . . . Sie haben nun die Freude, Ihren Sohn als fertigen Dr. med. vor sich zu sehen, und dazu noch als Bräutigam. Das allgemeine höchste Verlangen der Menschen ist doch die Familienbildung. Pflichten und Rechte an lebende Wesen, die wie wir selbst fühlen und leiden, ergreifen doch den ganzen Menschen anders als die höchsten Probleme der Erkenntniß. Fehlt es an zureichenden Mitteln nicht zu sehr, so kann man doch nur seinen Segen geben, und besser, wenn das Band in Jahren geschlossen wird, die für lebhaftere Zuneigung mehr als für zwecklose Ueberlegung zugänglich sind

398.

An Baron B. von Uexküll.

Raiküll, 19. Dezember 1873.

Ueurer Freund!

Seit vorgestern bin ich wieder daheim bei meiner franken Tochter, mit der es nicht besser geht. Die jugendliche Kraft wehrt sich gegen das unablässige Fieber von 39°, und ich finde, daß die Kräfte nur sehr langsam schwinden. Aber das macht eben den Anblick und die Pflege so traurig, daß man das Niedersinken des Lebenszeigers beständig vor sich sehen muß und nichts dabei helfen kann. —

In Ihrer Familie hat sich das tragische Geschick für Ihren Bruder James erfüllt. Ich habe es wohl seit vielen Jahren als ein unabwendbar heranschleichendes geahnt. Ihre Mutter sagt oft: „Ich weiß, ich sehe ihn nicht wieder, und er ist unheilbar.“ — Ich kann ihre Thränen nicht mit leeren Versprechungen verscheuchen wollen; vielleicht wird es Haltepunkte für Ihren Bruder geben: aber Heilung, daran glaube ich nicht¹⁾

. . . . Es ist das Ende des Lebens doch mehr mit traurigen Erlebnissen belastet, da eben unsere Hoffnungen an mannigfache Umstände und an mehr Personen geheftet sind, als in der

¹⁾ Baron James Uexküll mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden.

frohen Jugend. Wenn wir auch da verlieren, was aus der Vergangenheit uns lieb geworden war, — überreich liegen die Aussichten vor uns und regen uns an, munter vorwärts zu streben. Wie anders, wenn im Alter die Personen uns schwinden, die unsere Werke, Gedanken und Empfindungen fortsetzen sollten!

Doch ich wende mich ab von den trüben Betrachtungen, um Ihnen von gleichgültigeren und doch interessanten Dingen zu sprechen. Schade, daß Sie den Steuerlandtag nicht haben mitmachen können. Sie hätten leicht jene vollständige Versöhnung bewirken können, nach der ich und der Ritterschaftshauptmann vergebens gestrebt haben. . . . Alle Steuern sollen gleichmäßig auf Hofland und Bauerland, ohne Scheidung in Natural- und Geldleistungen, vertheilt werden. Dieser gewaltige Satz wurde vom ganzen Saal einstimmig angenommen! Das machte einen großartigen Eindruck. In der Wied hätten Sie leicht den Ausschlag gegeben, da dort oft 4 gegen 4 Stimmen exerciert wurden

399.

An Baron B. von Raiküll.

Raiküll, 26. Dezember 1873.

. . . . In meinem Hause geht es immer traurig weiter, und mit schwerem Herzen muß ich am 2. Januar schon wieder nach Reval, auf lange Zeit. Mein Sohn ist freilich eine Stütze, ohne welche das Leben der Meinigen auf dem Lande unmöglich geworden wäre. Weihnachtsbäume haben wir gemacht, der Kranken eine letzte Freude und uns eine große Wehmuth In meinem nach Coburg an Sie adressirten Briefe habe ich über die Steuerangelegenheiten Estlands gesagt, was sich in der Kürze sagen läßt. Ich bin mit dem Ergebniß zufrieden, hätte aber gern einen Weg eingeschlagen, der eine größere Einigkeit zum Resultat gehabt hätte

. . . . Möge Sonne und Wärme Sie beleben in Rom! Ich sehe einer gedrückten Zeit entgegen; aber die angenehme Empfindung, mit Freunden zu verkehren, bleibt. Ich freue mich, Sie im Mai wiederzusehen.

Ihr treuer Freund

Reyserling.

400.

Marie.

Ein Mädchen sitzt am Fenster,
Blickt sinnend hinaus in das Land.
Sie hält das liebliche Köpfschen
Gestützt auf die kleine Hand.

Ein bitteres, schmerzliches Zucken
Spielt um den kleinen Mund;
Es thut von manchen Schmerzen,
Von tiefem Leiden dir kund.

Wohl blicken die klugen Augen
Wie einst so fromm und gut,
Das Lächeln ist verschwunden,
Verschwunden der Uebermuth.

Graf Leo Keyserling.

401.

Marie an die Prinzessin Elisabeth von Weimar.

Reisküll, 4. Januar 1874.

Vergeben Hoheit meine undeutliche Schrift. Wir Kranken schreiben gar zu schlecht, doch es drängt mich, Hoheit meinen warmen Dank auszusprechen . . . Mein Zustand ist schwach. Ich liege den ganzen Tag nichtsthwend im Lehnstuhl, kann nicht mehr lachen, weil das Fieber die Lippen wund macht, und bin gar nicht mehr übermüthig, wie es mir Hoheit vorwarfen.

402.

Graf Leo Keyserling an seinen Vater.

Reisküll, 7. Januar 1874.

Theurer Vater!

Nachdem Du uns verlassen, zog ich mich in mein Zimmer zurück, denn Marie stand erst gegen 2 Uhr auf. Sie hat sich mit Mama und Helene über die zukünftige Reise unterhalten, auch mit mir hat sie später davon gesprochen. Das arme kranke Kind möchte noch einmal seine Flügel spannen und aus der Krankenstube

hinauskommen, eine süße Illusion! . . . Den Tag über war sie sehr gesprächig, ja munter. Wir haben viel geplaudert in Scherz und Ernst und berührten auch religiöse Fragen. Ueber den Tod äußerte sie sich beiläufig wie schon öfter: „Er habe nichts Erschreckendes für sie; er komme ihr vor wie ein treuer Freund und Befreier, der die Seele aus dem Käfig löse. Während ihrer Krankheit sei ihr die tiefe Verschiedenheit zwischen Seele und Körper klar zum Bewußtsein gekommen.“ — Man wird selten ein junges Wesen finden wie Marie, so zart und doch so fest, so harmonisch und klar. Sie hat sich entfaltet wie eine Blume unter einer milden Sonne, die von keinem Reif berührt worden ist. In ihrem Leiden ist auch ihre religiöse Anschauung eine so schöne und geläuterte geworden. Sie vereinigt das Gottesbedürfniß, das bei jedem tief fühlenden Menschen eigenartige Formen in Anschluß an bestimmte Vorstellungen annimmt, mit der allgemeinen Menschenliebe, dieser höchst seltenen Gabe. Nur auf diesem Boden aber wird das religiöse Leben ein harmonisches und ein für sich und andere heiliges. Und diese allgemeine Menschenliebe besitzt sie im hohen Grade; für jede Freundlichkeit ist sie empfänglich und jede vergilt sie aus dem reichen Schatze ihrer Liebe. Es ist mir dies besonders schmerzlich bei ihrem Verlust, daß es Dir nicht beschieden ist, daß Dein Lebensabend durch dieses reiche, reine Wesen verschönert und erheitert wird. Auch von Dir haben wir, wie so oft, viel geredet. Sie sagte: „Wenn Du sie mitfühlend ansähest, sei es ihr, als ob ein Sonnenstrahl ihr ins Herz fiel und ihre Leiden schienen ihr zu schwinden.“ — Auch ihr, wie uns allen, bist Du ja mehr gewesen wie ein Vater! — Immer bleibt aber der Tod für die Ueberlebenden ein Uebel und die leere Stelle im Herzen und im Leben füllt sich nicht wieder. Gute Nacht, theurer Vater.

In Liebe

Dein Leo.

403.

An Baron von Behr.

Reval, 7. Januar 1874.

Lieber Adolph!

Deinen lieben Brief vom 28. v. Mts. erhielt ich vorgestern, als ich im Begriff war, mit dem Arzt nach Raiküll hinauszufahren.

Heute bin ich aus meinem traurigen Raiküll wieder zur Stadt gekommen, wo die Pflichten des Landrathsamtes mich festhalten. Du und Eveline, Ihr habt den Schmerz zum öfteren erfahren, Kinder, für die man in innigster Liebe gelebt und in Freuden mit ganzem Herzen gesorgt hat, in der Blüthe der Jahre zu verlieren. Ihr versteht, wie traurig es ist, ganz ohne Hoffnung lange Monate hindurch ein die Eltern und Geschwister mit unaussprechlicher Gegenliebe an sein Herz ziehendes Kind zu pflegen und aufrecht zu halten. Da ist mir der gute Leo unerfetzlich, und wir könnten ohne ihn die schwere Zeit kaum bestehen. Mein liebes Maiblümchen Marie welkt unaufhaltfam dahin an einem rapid verlaufenden, mit ununterbrochenem heftigen Fieber verbundenen Lungenübel. Im August, wo Arthur¹⁾ noch viel Umgang mit unserem schön beanlagten und entwickelten Töchterchen gepflogen hat, schien ein Stillstand in der Krankheit eingetreten; aber die herrlichste Witterung konnte sie auch damals nicht vertragen, und vergebens hofften wir auf ein Zeichen voller Genesung, auf das Aufhören des Hustens. Nachdem im September und Oktober neue Vorboten des Uebels sich zeigten, trat mit dem 1. November das heftige Fieber mit schnell sich steigender Heftigkeit auf, und alle Behandlung erwies sich als vollständig erfolglos. Hätte der Arzt in Weimar, statt an ein gastrisches Fieber zu glauben, dafür der Heimzug in das pflegsame Haus das sicherste schien, den Sitz des Uebels erkannt, so wären wir wohl nach Süden gezogen. Aber nach der Meinung des Arztes, bei dieser Form, ohne Erfolg. Jetzt denken wir nur daran, wie wir der Kranken die letzten Lebenstage milder und weniger beschwerlich machen. Marie selbst, die in erster Zeit häufiger es aussprach, sie sei glücklich, alle Todesfurcht verloren zu haben, und die zuweilen auch jetzt an das Ende denkt, spricht jetzt, wo das Uebel so weit fortgeschritten ist, gern wieder von fernen Reiseprojecten, wie das bei dieser Krankheit gewöhnlich ist

1) Sohn seines Bruders Theodor.

404.

Aus meinem Tagebuch.

Den 7. Januar.

Ich ging zu Marie. Sie saß im Saal auf dem Sopha in ihrem rosa Kleide mit dem weißen Spitzenkragen, wie ich sie so oft in Weimar gesehen. Leo war bei ihr. Man hat ihr schönes Haar abgeschnitten. In blonden Löckchen fällt es nun auf ihre Stirn und das zarte Gesicht strahlt in überirdischer Schönheit. Die großen Augen sehen so dunkel aus. Sie sah mich lange an; . . . in ihrem Blick liegt etwas wunderbar Verklärtes und doch so Schmerzliches.

9. Januar.

Marie verlangt ihr schwarzseidenes Kleid mit den blauen Schleifen. Immer noch kleidet sie sich sorgsam an, obwohl es sie so sehr ermüdet. Sie nimmt auch an unseren Mahlzeiten noch immer Theil, doch schlummert sie jetzt oft stundenlang, das Haupt an die Schulter Leos oder der Mutter gelehnt. Das blasse Gesichtchen mit der goldenen Mähne sieht so wehmüthig aus.

405.

An Dr. von Seidlitz.

Reval, 11. Januar 1874.

Verehrter Freund!

Dank und Antwort bin ich Ihnen schuldig für Ihre Briefe vom 28. December und 4. Januar. Montag den 7. kam ich mit Dr. Samson von Raiküll und heute fahre ich wieder hinaus. Ich benutze jeden freien Tag, um zu Hause die trüben Tage in Gemeinschaft zu mildern, und mein Sohn rührt sich nicht von Raiküll, da er von großer Beihülfe ist. Beihülfe, den Tag zu verbringen! Samson hat bestimmt ausgesprochen: der Fortschritt der Krankheit ist unaufhaltbar und es handelt sich nur um Wochen. Vorstellungen von Reisen und von anderen Jahren kommen unserer lieben Kranken, aber mehr als ein Spiel; dazwischen auch Aeußerungen, daß der Tod ein Freund ist, daß er sie nicht ängstlich macht. Meine Frau ist fest in der Pflege, und die Kinder thun

viel zur Erleichterung. Trügerische Hoffnungen würden mehr beunruhigen.

. . . Ich wollte Sie auf den Standpunkt stellen, den wir in Raiküll einnehmen; unaussprechliche Wehmuth ohne Bitterkeit gegenüber einer unabänderlichen Fügung.

Der günstigen Vorgänge für Dorpat, der Munificenz freue ich mich sehr. Was der eigene Verstand vergebens erstrebt, wie leicht ist es, wenn der Unverstand anderer hilft. Alle unsere Repräsentanten sind in Petersburg, um die Zeit der Sonnenstrahlen zu nutzen, die Herren aus Livland, nach meinem Sinn, zu sehr mit Personalfragen beschäftigt. Den rechten General-Gouverneur wird man doch nicht entdecken, und die Negotiationen in Personalfragen führen nur zu Hemmungen und consumierenden Reibungen. Hoffen wir auf gute Folgen. Die Wehrpflicht giebt in Einzelheiten zu vielen Bedenken Anlaß, doch ein richtiges Princip — und das liegt ihr zu Grunde — bewirkt mit der Zeit die richtigen Anpassungen.

Den 17.

Ich lese jetzt J. St. Mills Autobiographie, mit großem Interesse. Nicht nur die Shorthorns, auch die Geister in England sind auf Frühreise gezüchtet, und haben dadurch einen gewaltigen Vorsprung gegen unsere jungen Männer, die in den 7 Klassen der Gymnasien und zu einer langen Reihe von Prüfungen die besten Jugendkräfte verschleudern, und wenn es Genien sind, an den Rand des Abgrundes durch die eingedämmte eigene Kraft gerathen. Lesen Sie das Buch! Vieles hätte ich zu sagen, aber später. Jetzt bin ich zu sehr gedrückten Sinnes.

Ihr Freund

Kesferling.

406.

Mariens Tod.

Am 20. Januar trat eine Verschlimmerung ein, eine große Unruhe erfaßte die Kranke, sie ließ den Vater nicht von ihrer Seite und brach wiederholt in den Ruf: „Warum? warum?“ aus. — Nachmittags verlangte sie, daß ich ihr vorspielen sollte; zum letzten Mal.

Am 21. ließ sie sich bereden, in ihrem Zimmer zu bleiben bis zum Mittag. Nachmittags kam der Arzt, Dr. Samsen an und blieb bis zum anderen Tage. Sie dankte ihm und sagte: „Ihre Gegenwart thut mir so wohl; man fühlt sich ganz anders, nachdem der Arzt dagewesen.“ — Der Doctor bestellte ihr einen Gruß von einer frankten Freundin: „Sie wohnten früher in demselben Hause?“ — „Ja, doch ich war damals noch ein Kind.“ — „Dann war sie wohl mehr mit Ihrer Schwester zusammen?“ — „Ach ja, sie ist ja schon längst erwachsen, und ich — bin noch nicht achtzehn Jahre alt.“

Der Arzt verließ uns. Nachmittags fragte sie, was er von ihrem Zustande gesagt. „Warum willst Du es wissen,“ antwortete ich, „ist Dir bange?“ — „Nein“, sagte sie fest und innig, mit der so rührend weichen Stimme der letzten Tage, „was Gott will, ist mein Wille, ich will aber Gewißheit haben“. — „Weshalb, da Du solch ein Gottvertrauen hast?“ — „Ich möchte wissen, ob ich meine Gedanken auf das Leben oder den Tod richten soll.“ . . .

Wunderschön in Purpur leuchtend ging am 23. die Sonne auf und strahlte in ihr Zimmer. Leo trat ein. „Sieh, wie schön Dich die Sonne begrüßt!“ sagte er ihr. — Sie ließ die Vorhänge niederziehen, die irdische Herrlichkeit war nicht mehr für sie. — Mein Vater wollte ihr das Lied von Knaf: „Er läßt mich nicht“ vorlesen, er kam nicht über die ersten Worte vor Thränen und mußte fortgehen, Leo nahm seinen Platz ein.

Um 3¹/₂ war meine Mutter allein bei ihr. Marie fühlte sich plötzlich schlecht und sagte: „Ich will sterben.“ —

Man rief uns herbei. Auf unsere Frage, ob sie etwas wünsche, sagte sie: „Ich will sterben!“ und dann:

„Gott, Dir befehle ich meine Seele! — Lebt wohl! — Küßt mich!“ —

Bis 6¹/₂ Uhr dauerte die Agonie. Mit übermenschlicher Kraft bezwang meine arme Mutter ihre Thränen und bat uns, sie nicht durch unseren Kummer aufzustören.

„Es geht zu Ende, gute Nacht, alle, alle!“ waren ihre letzten Worte.

407.

An Dr. von Seidlitz.

Raiküll, 23. Januar, abends.

Theurer Freund!

Meine Frau bittet, ihrem alten treuen Freunde die Trauerkunde sogleich mitzutheilen, und da sie es jetzt nicht selbst kann, so schreibe ich Ihnen, was Sie nach meinem letzten Briefe erwarten mußten. Heute um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends ist unsere theuere Marie verschieden; sie hat nicht viel Schmerzen gelitten, und erwartete seit heute früh den Tod mit klarem Bewußtsein. Sie hat uns so viel Liebe und Freude gegeben, und nichts als Freude; darum tragen wir auch viele Trauer. Sie war ja der Frohsinn unter uns, und der ist dahin.

Leben Sie wohl, ich danke für Ihren liebevollen und stets guten Rath, für Ihre herzliche Theilnahme für meine Frau und für mich.

Montag am 28. trug man Marie zur letzten Ruhestätte um Mittagszeit.

408.

An Baron B. von Nrküll.

Reval, $\frac{31. \text{Januar}}{12. \text{Februar}}$ 1874.

Theurer Freund!

Es ist zu Ende gegangen, das schöne Mädchenleben meiner lieben Marie. Dort, wo ich mir die Grabstätte ausgewählt hatte, in einem von unserem Landsitz wenig abgelegenen Wäldchen, ruht mein liebes Kind. Es geht eben nicht nach der Anciennität, und das jüngste und fröhlichste Keis mußte zuerst verwelken. Am 23. Januar hauchte sie ihre liebende Seele aus. Mit Dankgefühl weile ich bei der schönen Vergangenheit, die Zukunft ist mir wohl verödet, doch ich stelle sie Gott anheim; lange wird sie doch nicht sein!

Ich habe für Sie mehrere Hefte des „neuen Reichs“ empfangen und danke dafür. Lesen Sie die Autobiography by J. St. Mill, ein zu vielen Gedanken anregendes Buch über eine nur in England mögliche Existenz. Ich habe das Buch von La Marmora gelesen, das wohl unabsichtlich zur Ehre meines großen Freundes geschrieben

ist. Da finde ich denn, daß er viel zu gereizt sich dagegen erklärt zu haben scheint. Uebrigens bescheide ich mich, da mir nur die Schweizer Kampfweise gegen die Ultramontanen sympathisch ist. Warum eine ganz andere Taktik in Deutschland nöthig war, hat mir niemand klar gemacht. Warum mußte man solche Maßregeln und Gesetze erfinden, von denen man voraussehen konnte und jetzt bekennt, daß sie unzureichend sind; von denen man zudem bekennen sollte, daß sie die Würde ganz dem Gegner überlassen! In einem moralischen Kampfe ist das nicht gleichgiltig.

Maydell ist heute aus Petersburg zurück, von dem Hauch der großen Welt aufgefrischt und voll herrlicher Hoffnungen. Nun soll es auch bei uns an ein Reglement für die Bauernschulen gehen. Die Umstände sind günstig, aber wir werden schwerlich aus unserer Pfahlwirthschaft herauskommen. Auch in unserem Pfahlbau giebt es zu wirken. Kommen Sie und theilen Sie die Arbeit! Kommen Sie, daß ich Sie wiedersehe! Ihr treuer Freund

Kenjerling.

409.

An Professor Strümpell.

Reval, 11./23. Februar 1874.

Verehrter Freund und Professor!

Sie haben es richtig gefühlt. Meine Marie war ein unendlich liebreiches, anmuthiges Wesen. Die innigste Liebe klang in ihren Worten, und die Liebe zog sie hinüber zu Gott. Sie wäre gern noch bei uns geblieben, wie sie mir das oft in ihrer Krankheit gesagt hat, aber der Tod, meinte sie, habe für sie nichts Erschreckendes. Dem Bruder hat sie noch in der letzten Zeit gesagt, in der Krankheit wäre sie dessen recht gewiß geworden, wie ihre Seele so ganz etwas Anderes als der Leib wäre, sie mußte sich ewig durch die Liebe zu Gott. Die Verstandeskräfte nehmen ab, das Gedächtniß wird lückenhaft bei langem Kranksein, — nur die Liebe verläßt den Menschen nicht. Die verwickelten religiösen und philosophischen Vorstellungen sind ein Luxus, den sich der Gesunde erlauben kann. Von dem Kranken fallen sie ab und scheinen ihm gleichgiltig. Der Tod meiner Marie war ohne Schmerz, aber auch dann ist er ein

plötzlich. Ein nie Empfundenes ergreift den Menschen, der weiß, die Stunde ist gekommen. Nach den Abschiedsworten zögerte der Tod, und da sagte die Sterbende: „Meine Agonie ist lang“; aber noch fünf Minuten und sie fuhr fort: „Gute Nacht — alle, alle!“ — Noch zwei lange Athemzüge und sie war nicht mehr.

Jede ist es nun im Hause, und wir leben in den wehmüthigen und doch so lieben Erinnerungen.

Die viele Theilnahme ist uns sehr wohlthuend gewesen. Die Weimarische Prinzessin Elisabeth und besonders die hochgebildete Erzieherin der Prinzessin, Gräfin Kalkreuth, haben aus der Ferne mit Briefen und Aufmerksamkeiten die letzten Stunden Mariens zu verschönern gesucht

Leben Sie wohl. In treuer Freundschaft

Kenjerling.

410.

An Baron von Behr.

Reval, 14. Februar 1874.

Mein lieber Adolph!

Noch kann mein Brief Dich treffen, und ich benutze eine halbe Stunde, bevor unsere Berathungen im ritterschaftlichen Ausschuß beginnen, um Dir für Deinen lieben Brief vom 31. Januar zu danken. Ich hoffe, die Nachrichten von Deinem Sohne Alex¹⁾ werden gut gewesen sein, und ich denke, Du wirst für das Nächstliegende Dich entschieden haben, für die Reise nach Edwahlen, da zu Deinen industriellen Vorarbeiten in Preußen bis zum nächsten Herbst noch Zeit ist. Mit Alex, wo alles sonst so sehr zur Freude der Eltern geht, kommen leider immer leibliche Störungen vor. Wir Menschen müssen uns bescheiden, und die Zukunft unserer Kinder, die wir als das Liebste auf dem Herzen tragen, ganz anders erleben, als sie nach unserem Sinne hätte sein sollen. Einige denken dann, hätte ich es doch anders gemacht! und es regt sich in ihnen häufig aufs Neue die Vorstellung, daß es von ihnen abhing. Dahin neigt die Natur von Seneide. Mir ist es mehr eigen, Gott anheim gegeben zu denken, was nicht zu ändern steht; dann verbreitet sich aber zu

¹⁾ Jetzt Majoratsherr auf Schloß Edwahlen.

Zeiten eine gewisse Hoffnungslosigkeit für das irdische Dasein. Wie wir es auf Erden wollten, kommt es später nie wieder. Das Bewußtsein des ewigen Lebens giebt Kraft dem Willen, in der Noth und in der anstrengendsten That, bis in den Tod, — aber bei dem Scheiden durch den Tod von denen, die wir auf Erden mit innigster Liebe und Hoffnung umgeben haben, heißt es einfach: es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!

Zu Hause habe ich alle wohl und traurig zurückgelassen. Leo weilt noch bei uns, bis er seine Studien wieder aufnehmen kann. Ich mag ihn in seiner freien Ausbildung nicht beengen und bestimmen, aber gerade deshalb hat er es schwer. Den selbst erwählten Beruf kann man nicht wie ein Schicksal ansehen, und immer hat man aufs Neue mit Zweifeln innerlich zu kämpfen, bis Thaten eine Bahn gezogen haben, deren Fortsetzung nicht mehr in Frage zu stellen ist. Vorläufig hält Leo mir und Helene Geschichtsvorträge! Für Helene erwarte ich den Besuch der Baronin Rahden, und ist mir das eine sehr liebe Aussicht.

411.

An Graf Eduard Keyserling.

Reval, 23. Februar 1874.

Lieber Bruder!

Ich danke Dir für Deinen theilnehmenden Brief vom 8. Februar. Habe ich den Schmerz erleben müssen, von einem sterbenden geliebten Kinde Abschied zu nehmen, so ist das menschliches Geschick, und nichts läßt sich an die Stelle eines derartigen Schmerzes setzen, da er zu den von aller Selbstsucht freiesten und reinsten Empfindungen gehört. Dann giebt es für den einzelnen Fall besondere Umstände, die ihm oft eine eigenartige Bedeutung geben. Es bestand zwischen meiner Marie und mir, wie Du sagst, eine besondere Gemeinschaft, weil ich ihren Unterricht in Form gemeinsamer Studien Jahre hindurch geleitet hatte, als meine beiden anderen Kinder abwesend waren: Helene bei der Großfürstin, Leo auf der Universität. Außerdem stellte Marie, ihren Anlagen und ihrem Alter nach, den eigentlichen Einigungspunkt für die Liebe in unserer kleinen Familie dar; die Eltern wie die Geschwister wurden durch ihre heitere und des

Liebens außerordentlich fähige Natur angezogen und enger verbunden. Sie war, wie sie es selbst auf der Rückreise zur See in dem ersten Krankheitsstadium aussprach, gleich den anderen Gliedern, für den Bestand unseres kleinen Familienkreises nothwendig, und er kann sich nicht wieder schließen. Man gedenkt dann wohl des ewigen Seins, das ja nur ein übersinnliches sein kann, und fühlt, wie die Liebe uns gerade auf den Ewigen, auf Gott hinweist. Solche Gedanken leiten uns auch für den Augenblick etwas ab. . . . Aber was wir vermissen und im Herzensgrunde betrauern, ist die Fortsetzung des Lebens auf dieser Erde, und müssen wir dem entsagen, so ist es für Menschen berechtigt und schön, es mit dauernder Wehmuth zu thun. Einige mühen sich mit Betrachtungen, wie sie hätten verfahren müssen, und können sich in die Lage nicht finden, daß sie über Tod und Leben nicht selbst sollten zu verfügen haben, und das ist eine Thorheit; — andere wollen den Kummer unterdrücken und verkehren, das scheint mir wider die Natur und die Wahrheit. An ein Zusammenfinden im Ewigen glaube ich, nicht aber an ein Wiedersehen, zur Wiederaufnahme unserer zeitlichen Verhältnisse. Wie haltfam ist auch die Bibel darüber! Die griechischen, heidnischen Vorstellungen über Unterwelt und Totengespräche sind, trotz ihrer, zum Theil spöttischen Darstellungen, der Boden, auf dem vorzugsweise die Ansichten des zeitlichen Wiedersehens, wie ich glaube, sich unbewußt gebildet haben. Wir sollen aber dem Zeitlichen entsagen, indem wir schon hier, gleichnißweise, uns dem Dauernderen zuwenden, und schließlich durch die Liebe zum Ewigen gelangen, ohne es vermeintlich klar zu machen, durch sinnliches Verständniß. —

Ich umarme Dich, lieber Bruder, sowie auch Theophile, und grüße herzlich Deine Kinder.

412.

An Baron B. von Mezfüll.

Reval, 9. 21. März 1874.

Theurer Freund!

Gestern erfreute mich Ihr Brief vom 1./13. und kann ich zunächst damit Sie erfreuen, daß ich von den Ihrigen frische Nachrichten bringe, so will ich nicht zögern. Gestern, wie täglich mit

geringen Ausnahmen, dinierte ich bei Ihrer lieben Mutter, mit Ihrer Schwester, Olga Bagge, nebst zwei ihrer Brüder, Engelhardt, dem Secretär, und Walther Grünewaldt; lauter Apollos. Mandell ist von Petersburg zurück und hat im Ostseecomité gefessen. Nach seinem Bericht gilt davon, was der verstorbene Brevern-Koal von den Tauben gesagt: sehr angenehme, aber wenig ökonomische Vögel. — Wir haben nur lebenswürdige Allotria getrieben, das Merkwürdigste war eine Mittheilung Schuwaloms über einen Brief von Wurstenberg, der erklärt, seit seinen regierungsfreundlichen Artikeln in der Allg. Zeitung mit Woldemar Bock verfeindet gewesen zu sein. Jetzt habe aber der letztere, in seiner Indignation über die religiösen Verfolgungen in Deutschland und in der Schweiz, doch lieber sich in die Schweiz geflüchtet und eine Schrift veröffentlicht, die in Rußland nicht verboten werden sollte. Denn sie enthielte einen förmlichen Widerruf aller seiner früheren Tendenzen. Jetzt begriffe er, wie tolerant und großartig in religiöser Beziehung unsere Regierung verfahren hat. — Bei Gelegenheit, die Nachträge zu den Falkschen Maigesetzen haben meinen vollen Beifall. —

Hätte man sich mit dem Borgericht von Maigesetzen den Magen weniger beschwert, man würde sich rüstiger fühlen. Wie die Sachen lagen, habe ich gerade an dieselben Remeduren gedacht. Versöhnung ist ja nicht möglich. Nun sehne ich mich nach einer Kirche, deren erstes Dogma nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der eignen Ueberzeugung ist. Trägheit und Feigheit füllen, ohne ein solches Dogma, immer die religiösen Gemeinschaften mit Lüge und Tyrannei.

Leben Sie wohl, — ich sehne mich nach der Stille des Landes.

12. März.

Es geht nicht anders, so lange man lebt, sieht man, was um uns vorgeht, mit eifriger Theilnahme an. Aber das Alter meldet sich bei mir besonders darin, daß mir alle diese Theilnahme nur eine gelegentliche scheint, keine große Sache! Bald muß es dahin sein, und es bleibt nur der Ewige, dem man sich trotz aller Unwissenheit, willig, zuweilen mit Sehnsucht hingiebt. —

413.

An seine Tochter.

Reval, 13. März 1874.

Geliebte Tochter!

Einige Zeilen! Frühlingslüfte scheinen zu wehen. Der aufgethaute Domberg strömt, da möchte ich denn bald zu Euch, und es ist ja nicht mehr lange bis dahin.

Ich beschäftige mich in einsamen Stunden mit der Fortsetzung meiner biblischen Studien, und es gehen einem dabei wohl immer neue Beziehungen auf. Die verschiedenen Briefe sind zum Theil ganz spiritualistisch, andere noch jüdisch materiell, andere gemischt. Sie sind oft mit Entschiedenheit gegeneinander gerichtet. Eigenthümlich, daß das Christenthum nicht aus einer einheitlichen Anschauung erwachsen ist, sondern aus Elementen, die nur durch Gewalt oder durch Unwissenheit in eine einige Form versetzt werden können! Ich sehe wohl, daß es höhere Befriedigung gewährt, andere glauben zu machen und nicht nur selbst zu glauben; — schon zu Zeiten der Apostel. Warum? Da stoße ich wieder auf die Menschengemeinschaft, die unserer Natur zu Grunde liegt.

Onkel Otto hat aus Rautenburg geschrieben. Er lebt in Einsamkeit mit Rakowski, zufrieden, obwohl er durch das Wetter und die Wege ans Zimmer viel gefesselt ist. Da liest er besonders Naturhistorisches und schreibt mir über Darwinismus und über die Gemeinbildung der Hirsche. — Grüße Mama und Leo. Mit Liebe
Dein Vater.

414.

An Professor Strümpell.

Raifüll, ^{29. März}_{10. April} 1874.

Verehrter Freund!

Sie haben mich mit der Zueignung Ihrer sorgfältig abgefaßten und schön ausgestatteten Abhandlung über Natur und Entstehung der Träume sehr beehrt und erfreut. Es ist mir eine liebe Erinnerung an viele Stunden Ihres gedankenreichen Umgangs, der nicht immer ins Leere verhallte, sondern auch einiges in die Wirklichkeit hinein gestaltete. So begrüße ich denn auch die Resultate Ihres Nach-

denkens über ein Gebiet, das mir nicht in der rechten Weise untersucht geschehen hat, als eine Frucht unseres Verkehrs. Möge sie „die Aufmerksamkeit anderer schärfen“ und ein Keim werden zu weiteren Untersuchungen. Ich glaube, daß mir nicht wenig durch Betrachtungen über den Traum verständlich geworden ist, und daß ich darüber so viel erfahren habe, als mir durch Nachdenken zugänglich ist. Das ist aber immer wenig, und ohne reichlichere Experimente nach der richtigen Methode werden wir wohl nicht sehr viel weiter kommen. Die experimentelle Methode ist, soviel mir bekannt, doch nur von den Franzosen betreten. Liébault, Maury, die Ihnen bekannt sind, und ein anonymes Maler: „*Les rêves et les moyens de les diriger. Observations pratiques.*“ — Das letztere bescheidene Buch ist besonders bemerkenswerth. — Ich könnte unmöglich auf diesem Blättchen zusammendrängen, welche Ansichten ich aus Ihrer Abhandlung vollständig annehme und in welchen Beziehungen ich mir die Sache anders zurecht lege. Ueber das Sprechen im Traum glaube ich, daß so oft der wache Beobachter von einem Schlafenden Worte vernimmt, diese Worte immer vom träumenden Ich gesprochen sind, die Reden anderer dagegen immer Gehörphantasmen sind. Sie scheinen die im Traum gehörte Rede als eine von Sprechbewegungen des Träumers herrührende anzusehen. Eine tiefere Differenz mag wohl zu Grunde liegen, indem ich den Einigungsort der Reize bestimmter unterscheide von den Räumen, in welchen die Reize diejenige Gestalt, in welcher sie eintreten können, gewinnen, in diesem Fall z. B. verlege ich den Raum der Gehörphantasmen in diejenigen specifischen Hirnzellen, zu denen die Gehörnerven führen. Die da zurückgebliebenen Reste früherer Reize combinieren sich nach den ihnen eigenen Gesetzen der Association zu ganz unwillkürlichen Gehörphantasmen in Redeform; sie können z. B. zu einem vergessenen Namen zurückleiten, den man durch willkürliche Anstrengungen von dem Einigungsorte aus nicht erreichen konnte. — Doch wie gesagt, die Materie eignet sich nicht für den Raum eines Briefes und soll nur andeuten, daß ich bedauere, mit Ihnen mich nicht wieder unterhalten zu können. Das wird mir nicht mehr vergönnt sein, denn ich fühle nicht mehr die Spannkraft, um an Reisen zu denken. Ich begnüge mich mit meiner kleinen amtlichen Thätigkeit als Landrath in Reval und Haushalter in Raiküll, und alle Lust

hinaus ist von mir gewichen. Wohl sind schon einige Frühlingsklüfte vorhanden, und heute erfreuten mich die ersten Schneeglöckchen (Leucojum und nicht Galanthus, den ich nicht habe!), aber ich lasse alles dankbar an mich kommen. Mein Sohn weilt noch hier und hilft uns über die Zeit der Trauer leichter hinweg. Im Mai soll er nach Göttingen . . . In der deutschen Politik sieht es etwas bedenklich aus. Uebrigens finde ich, daß man im Kampf mit den Ultramontanen die richtigen Correcturen zu den anfangs schlechten Maigesetzen aufgefunden hat. Die Geld- und Gefängnißstrafen thaten der Würde des Staates Abbruch; möchte es nur gelingen, die Wahlen der Geistlichen durch die Gemeinde praktisch zu machen.

Bismarck muß noch einige Zeit bleiben! . . . Mein alter Bruder ist mit dem Titel Oberburggraf beehrt worden und Excellenz geworden.

Mein Bruder weilte noch bei uns, doch fühlte er sich körperlich elend; es überkam ihn nach dem Tode der geliebten Schwester eine tiefe Hoffnungslosigkeit. Zwar in Gedichten gab er seinem Schmerze Ausdruck; sonst aber schwieg er und sprach nie über die Verlorene.

415.

An Marie.

Januar 1873.

Wer je geliebt, kann der vergessen,
Und lebte er auch tausend Jahr,
Das Kleinod, das er einst besessen,
Das ihm sein Glück, sein Alles war.

Ihm scheint nicht die holde Sonne,
Ihn freuet nicht der Vögel Sang;
Und wär' die Welt nur eitel Wonne,
Zu ihm dringt doch kein heitrer Klang.

Was hilft's, daß ihn der Lenz umfängen,
Mit seiner Blüthen buntem Heer?
Der Frühling küßt ihm seine Wangen,
Im ew'gen Winter wandelt er.

Göttingen. Mai 1873.

Man sagt, ich sei ganz amüſant,
Auch ſei ich luſtig und heiter,
Und mancher drückt mir freundlich die Hand
Und promeniert dann weiter.

Ich aber weiß, nur gar zu bald
Werd' ich zu Grunde gehen.
Im fernen Nord, im Tannenwald,
Da wird mein Grabſtein ſtehen.

416.

An Profeſſor Strümpell.

Raiküll, 24. Juni 1874.

Helene, meine Frau und ich danken für Ihre freundlichen Glückwünſche. Mir iſt die Verheirathung meiner Tochter in nächſter Nachbarschaft, unter ſehr günſtigen äußeren Verhältniſſen, wohl auch ein Sonnenſtrahl in dem dunkler werdenden Lebensabend. Wird auch mein Haus ſeine Blüthen verloren haben, ſo iſt es beſſer. Die Liebe auf Erden bedarf einer beſtändigen Hoffnung auf Neugeſtaltung, um rechtes Leben zu haben. Wo das abgeſchnitten iſt wie mit meiner lieben Verſtorbenen, da bleibt nur die Wehmuth in ihrem Recht und die Ablenkung auf andere Beſchäftigungen. Ich bin einigermaßen überrascht, von meinen rationaliſtiſchen Verwandten ſo oft auf den Troſt des Wiederſehns verwieſen zu werden, und noch dazu in dem guten Glauben, daß dieſe griechiſche Lehre die eigentlich chriſtliche ſei. Das Neue Teſtament hat ſich in dergleichen Ausmalungen nie tiefer eingelaffen, und dieſe Enthaltſamkeit iſt unſerem modernen Wiſſen entſprechender. Auch darin ſchließe ich mich der Pauliniſchen, etwas verhüllten Deduction der Auferſtehung an, daß ſie im letzten Grunde auf die Liebesmacht, auf dieſe Thatſache unſeres Bewußtſeins, ſich gründet. Nie war die Liebesmacht großartiger hervorgetreten als in Jeſu, und gewaltiger iſt der Widerſpruch zwiſchen dem, was die Liebe zuverſichtlich erwartet und verlangt, und demjenigen, was der Abſchluß auf Erden iſt, nie empfunden worden als von den Jeſu-Jüngern. Das mußte ſelbſt bei den erſten Semiten die Vorſtellung von der individuellen Fort-